Preis 1 Mark.

Eisenbahn-Unterhaltungen

Nr. 111.

Belladonna.

Erzählung

von

Wilhelm Grothe.

Berlin W.

Verlag von Gustav Behrend (Hermann Förstner).

27. Charlotten-Straße 27.

Belladonna.

Erzählung

von

Wilhelm Grothe.

Berlin, W.
Verlag von Gustav Behrend (H. Förstner).
Charlottenstraße 27.

I.*)
In des Geheimrathes Hause.

Die Residenz des Fürstenthums X. war in großer Aufregung. Ein Gerücht hatte sich verbreitet, daß der Fürst zu Gunsten der deutschen Einheit die Regierung niederlegen werde. Man schüttelte dazu die Köpfe, zuckte die Achseln; aber überall, in den Salons wie in den Bürgerstuben, am Biertisch wie in den Bureaux, in der Werkstatt wie auf der Börse, wurde die Sache besprochen und je nach der politischen Richtung aufgenommen.

„An dem ganzen Geschwätz ist nicht ein Atom Wahrheit!" sagten die Einen; während die Anderen meinten, sie glaubten an des Fürsten Regierungsrücktritt auch nicht; das sei jedoch nicht fortzuleugnen, daß Fürst Wenzel sich von der Richtung des Staatsministers Grafen von Saldern abwende; er habe den Doctor Albert Halvar herbeigerufen, um die Stelle eines Cabinetsrathes auszufüllen, und Jeder wisse, welches politische Glaubensbekenntniß Halvar, als er noch in Berlin Journalist gewesen sei, vertreten habe.

Thatsächlich schien die Anstellung des liberalen und nationalen Schriftstellers, eines jungen Mannes von dreißig

*) Vor Nachdruck wird ausdrücklich gewarnt.

Jahren, die Veranlassung des überall durchgesprochenen Gerüchtes zu sein.

„Ich sage Euch,“ bemerkte der Geheimerath von Zehdenick zu Frau und Tochter mit der wichtigen Miene eines hochweisen Politikers der alten Schule: „ich sage Euch, wie auch das ganze Gerede Unsinn ist, die Berufung dieses Halvar an Stelle des seeligen von Golmar ist der Anfang vom Ende.“ Dabei nickte er sehr bedeutungsvoll und zog die grauen Augenbrauen merklich in die Höhe.

„Wie verstehe ich das?“ versetzte die Geheimräthin, eine Dame von zweiundvierzig Jahren, von hoher, etwas transparenter Gestalt und spitzigen Gesichtszügen; „Du widersprichst Dich, mein Lieber.“

Zehdenick legte die Serviette, welche er bei der Mahlzeit um den Hals getragen, jetzt nach Beendigung derselben bei Seite, rückte seine nicht große, wohl aber beleibte Figur zurecht, legte sein Antlitz in die Falten der Verwunderung und fragte: „Wie das, Amalie?“

„Du nennst das Gerede von Seiner Durchlaucht Zurücktritt pöbelhaft unsinnig,“ antwortete sie, „und doch prophezeihst Du das Ende, dessen Anfang die Anstellung des jungen Halvar sei.“

Die Miene des Geheimrathes wurde vertraulich. „Schau, Amalie,“ lautete seine Rede, „unser allergnädigster Fürst ist noch ein junger Mann, und ein solcher, wenn er auch leidend ist, verzichtet nicht auf die Regierung, steigt nicht

von dem Thron, für den er geboren ist; aber Seine Durchlaucht scheint thatsächlich Neigung zu besitzen, da seine Ehe kinderlos ist, die alte Ordnung, nach der unser Staat an den Prinzen Emil, seinen nächsten Verwandten und designirten Erben in D., fallen muß, umwerfen zu wollen. Seine Excellenz Graf von Saldern hat auf eine formelle Erklärung in Betreff der Nachfolge gedrungen, ohne daß Seine Durchlaucht bisher darauf eingegangen wäre. Ja, unser allergnädigster Herr scheint Seiner Excellenz Dringen durch die Anstellung des jungen Halvar ein Ziel zu setzen."

Die Geheimräthin machte „hm! hm!" Dann erhob man sich von der Tafel. Cordelia, Zehdenick's Tochter, ein achtzehnjähriges Mädchen mit allerliebstem Gesichtchen und blondem Lockenhaar, elastischer Gestalt und gewinnender Freundlichkeit umarmte den Vater, ihm eine gesegnete Mahlzeit wünschend. Dann fragte sie, aus welchem Buche sie vorlesen solle; dabei pflegten die Eltern nämlich in das Nachmittagsschläfchen zu sinken.

Der Geheimrath erklärte, daß ihm das Buch völlig gleich gelte, und er hatte Recht; denn kaum erhob Cordelchen die zarte Stimme, so senkte sich auch wie auf den Wink des Zauberstabes der Schlaf auf die Lider des ergrauten Hofbeamten herab. Die Mutter pflegte einige Minuten länger zu wachen, deshalb bestimmte sie auch dieses Mal, was gelesen werden sollte: ein Werk, das in aristokratischen

Kreisen spielte, und dessen Verfasser einen altadeligen Namen trug.

Cordelia nahm das Buch, welches ihr weniger als der Mutter behagte, setzte sich an das Fenster und wollte so eben beginnen, als sie noch einen Blick auf den Markt warf und einen Ruf der Ueberraschung ausstieß. „Papa,“ erklärte sie demselben, „da kommt der neue Cabinetsrath, Herr Doctor Halvar, auf unser Haus zu.“

„Auf unser Haus? Und jetzt?“ meinte der Geheimrath. „Das ist sehr eigenthümlich.“

„Du wirst ihn hoffentlich nicht empfangen,“ bemerkte seine Gemahlin. „Wir sind eine altadelige Familie und er ein Mann aus dem Volke.“

„Du vergißt, Mama,“ ließ sich Cordelia vernehmen, „daß er vielleicht von Seiner Durchlaucht kommt.“

„Das ist wahr,“ stimmten die Eltern bei. „Aber,“ fügte die Mutter hinzu, „wir brauchen ihn nicht zu sehen, meine Tochter. Komm, wir wollen Papa allein lassen und so einer fatalen Begegnung ausweichen.“

Die Miene der Tochter zeigte deutlich, daß sie die Begegnung nicht also gefürchtet hätte, um dem jungen Cabinetsrathe ängstlich auszuweichen; doch herrschte in dem Hause des Geheimrathes der Wille Amaliens, so daß Cordelia demselben zu widerstreben nicht gerathen fand.

Nach der Entfernung der Frauen setzte Zehdenick sich in die gehörige Haltung, um Albert Halvar zu empfangen.

Sein Antlitz legte sich in amtliche Falten, während die Hände die beim Mittagsmahl geöffneten Knöpfe der Weste wieder zunestelten. Dann noch ein Strich durch das graue Haupthaar, ein leichtes Liebkosen des Backenbartes, und der kleine Geheimrath hatte sich ganz in imponirende Würde gehüllt.

Bald darauf wurde Halvar gemeldet und angenommen. Er trat leicht in das Zimmer und begrüßte den Hausherrn in ungeschminkter Weise, welche dieser, wäre dies möglich gewesen, als plebejisch und ungehörig gerügt hätte. Der Unterschied, welcher schon im Aeußeren zwischen den Beiden bestand, hätte allein das Mißbehagen, das Zehdenick gegen den bürgerlichen Cabinetsrath empfand, erklärt. Waren zum Beispiel die Bewegungen des kleinen Geheimrathes büreaukratisch förmlich, so bewegte sich der hochgewachsene Doctor in fast nachlässiger Weise, ohne jedoch Verstöße gegen den Anstand zu machen.

Halvar war dreißig Jahr alt, erschien aber trotz des blonden Vollbarts und des kurzgeschnittenen Haupthaars noch jünger. Dagegen hatte Zehdenick das halbe Säculum kaum vollendet und machte den Eindruck eines Sechszigers, der gern jugendlicher erscheinen möchte. Die Gesichtszüge des Cabinetsrathes, so weit sie der Vollbart sehen ließ, konnten als männlich schön gelten, die des Anderen besaßen einen fast an das Komische streifenden Ausdruck, da sie verschiedenen Physiognomien entnommen und unharmonisch

zusammengesetzt erschienen. Da zeigte sich die Stirn des Satyrs, die Wangen des Silen, der Mund des Mohren und ein Diminutiv von Nase.

Halvar erwartete nicht die Anrede des Geheimrathes, sondern setzte diesen sogleich in Kenntniß, daß er auf Befehl des Fürsten komme.

„Ich bin zu Seiner Durchlaucht Befehl," warf Zehdenick ein.

„Hoffentlich auch zu dem Ihrer Durchlaucht," bemerkte Halvar; „denn im Grunde ist sie die Ursache, daß Seine Durchlaucht Sie bittet, nach D. zu reisen."

„Prinz Emil's wegen?" fiel hier der Geheimrath ein, als Halvar eine Pause eintreten ließ.

„Keineswegs," antwortete dieser. „Ich zweifle, daß unser Hof Beziehungen zu dem Hofe von D. besitzt. Nein, Ihre Reise gilt einer Dame, der Jugendfreundin unserer Fürstin, der Marquise von Garten."

Die Augen des Geheimrathes hingen an den Lippen des jungen Mannes, der wieder eine Pause eintreten ließ. „Ich hoffe," sagte Zehdenik endlich, „daß die Reise unverfänglich ist, so daß ich sie gegen meinen unmittelbaren Vorgesetzten, den Herrn Staatsminister Excellenz, werde verantworten können." Um die Lippen des Cabinetsrathes spielte ein leichtes Lächeln, während seine Brauen sich zusammenzogen.

„Ich denke," erwiderte er, „daß es nicht der Erlaubniß

des Herrn Staatsministers bedarf, wenn Seine Durchlaucht Sie beauftragt."

Das Antlitz des Geheimrathes drückte ungemeine Verlegenheit aus. Er versicherte, daß er zu dem Befehle des Fürsten Wenzel in jedem Augenblick stehe, daß er denselben aber nicht ohne Weiteres aus dem Munde des Doctors entgegennehmen könne.

„Dafür ist gesorgt," bemerkte Halvar; „ich habe Ihren Einwand vorgesehen und demselben begegnet." Er zog ein Schriftstück hervor, welches die Worte enthielt: „Herr Geheimrath von Zehdenick wird Angesichts Dieses in einer vertraulichen Angelegenheit, die ihm unser Cabinetsrath Dr. A. Halvar mittheilen wird, unverzüglich abreisen, ohne über den Zweck seiner Reise und den Zielpunct irgend wie Andeutungen zu geben."

Der Namenszug des Fürsten Wenzel vervollständigte die Urkunde, welche den Schweiß auf die Stirn des Empfängers trieb.

„Ich bin zu Seiner Durchlaucht Befehl, so überraschend mir derselbe kommt," lautete seine Rede, während er Halvar Platz zu nehmen ersuchte und sich selber niederließ. Dann bat er um die betreffenden Mittheilungen, die er aus dem Cabinete des Fürsten empfangen solle.

Halvar lächelte. „Sie nehmen die Angelegenheit zu wichtig," bemerkte er leicht; „es handelt sich hier eigentlich um kein Staatsgeheimniß. In D. hält sich die Marquise

von Garten auf, welche vor einiger Zeit ihren Gatten verloren hat. Die Marquise ist eine Jugendfreundin unserer Fürstin, welche sie in ihrer nächsten Nähe als Oberhofmeisterin oder Palastdame zu haben wünscht. Ihre Durchlaucht zweifelt aber, daß Briefe allein einen günstigen Erfolg hätten. Vielleicht würde es aber, — meint Ihre Durchlaucht, — einem gewiegten Hofmanne die Hindernisse zu beseitigen gelingen, um die Jugendfreundin unserem Hofe zuzuführen. Wer sollte aber in solchen Dingen geschickter sein als Sie?"

„Und weiter gilt es nichts?" fragte Zehdenik aufathmend, „und dieser Mission wegen das Geheimnißvolle, Herr Doctor?"

„Allerdings; denn man könnte einer Reise nach D. Vielerlei zu Grunde legen, wodurch wir in den Augen der deutschen Patrioten bloßgestellt würden. Außerdem können Sie unter der Hand sich über die Ansichten und Meinungen des dortigen Hofes besser unterrichten, als wenn man glauben würde, daß Ihre Reise an denselben ginge. Haben Sie mich verstanden, Herr Geheimrath?"

„Ah, ich soll sondiren," meinte Herr von Zehdenick. Halvar machte eine verneinende Bewegung. „Ihr Auftrag geht nur dahin, diesen Brief unserer Fürstin zu überbringen und die Antwort in Empfang zu nehmen. Fällt diese verneinend aus, werden Sie die Gründe zu erspähen haben und zu beseitigen suchen. Was Ihnen bei dieser Beschäftigung

auffällt, ohne daß Sie den Hof aufsuchen oder ihn in auffallender Weise vernachlässigen, möge ein gutes Gedächtniß bei Ihnen finden. Muß ich Ihnen die Versicherung geben, daß unser Fürstenpaar es Ihnen hoch anrechnen wird, wenn es Ihnen gelingt, die Marquise uns zuzuführen?“

Er überreichte ihm einen Brief, welcher von der Hand der Fürstin Julie die Aufschrift trug: „An die Marquise Bella von Garten und Hallenstein.“ Der Geheimrath empfing ihn mit einer tiefen Verbeugung und versicherte sodann, daß er Alles nach bester Ueberzeugung und mit Aufopferung aller Kräfte auszuführen gedenke. Hierauf erhob sich Halvar und verabschiedete sich, um Zehdenick auch nicht eine Minute aufzuhalten, da dieser ja nach dem Befehle des Fürsten Wenzel sogleich abreisen müsse.

„Allerdings, in einer halben Stunde werde ich unterwegs sein,“ bemerkte der Geheimrath.

Als Halvar das Haus verließ, spielte wieder ein ironisches Lächeln auf seinem Antlitz. „O, diese Menschen!“ lauteten seine Gedanken. „Diese Würmer, welche sich in dem Haushalte der Natur für unbedingt nothwendig halten und sich so bedeutend wähnen, als könnte die Welt ohne sie nicht bestehen! Und doch macht es Spaß, mit ihnen Comödie zu spielen. Dieser Zehdenik fühlt sich glücklich, — darauf möchte ich schwören, — daß er einen Auftrag ausführen kann, der für jeden anständigen Boten passend wäre, —

und er ist Geheimrath. Bin ich aber anders? überschätzt nicht Jeder." —

Hier wurde sein Gedankengespräch unterbrochen; er hatte sich umgewandt und bemerkte so an einem Fenster Cordelia.

„Wetter! das ist ein hübsches Mädchen!" rief er unbewußt aus und zog den Hut. Cordelia dankte, während ihr Gesicht wie mit Purpur übergossen wurde, und zog sich dann schleunigst zurück. „Ich hätte niemals geglaubt, daß ein solches Mädchen hier aufblühen könnte. Wer ist sie? Die Tochter dieses Monstrums von einem Menschen? Unmöglich! Und doch, ich habe gehört, daß Zehdenick eine Tochter besitzt. Nun, wir werden ja sehen." — —

Kaum hatte der junge Cabinetsrath sich entfernt, so ertönte des Geheimrathes Ruf nach seiner Gattin. Er hatte nicht zu harren; denn Amalie stand schon bereit. Sie selbst war zu erfahren begierig, was der Emporkömmling von ihrem Gemahle gewünscht hätte.

„Nun? was hat es gegeben? was giebt es?" fragte sie eintretend.

„Ich muß sogleich abreisen," lautete seine Erwiderung.

„Du? und wohin? weshalb?"

„Geheimniß!" entgegnete Zehdenick mit wichtiger Miene. „Befehl Seiner Durchlaucht! Hier lies! Aber selbst das verschließe in Deinem Herzen." Amalie warf einen Blick auf das Blatt.

„Nun ja. Aber was ist die vertrauliche Angelegenheit?“ lauteten ihre Worte. „Mir, Deiner Frau, wirst Du es doch vertrauen können.“

„Auch nicht Dir!“ schrie der kleine Geheimrath. „Aber so steh' doch nicht so still. In zehn Minuten muß ich mich unterwegs befinden; es gilt die Ungnade Seiner Durchlaucht.“

„Aber wenn man mich nun fragt, was soll ich sagen?“

„Nichts! Wenn Du aber durchaus reden mußt, so sage den Neugierigen, ich sei, — ja wo? Er blickte rathlos um sich.

„In Amerika,“ ließ sich Cordelia vernehmen, die gerade in das Zimmer trat. Hätten die Eltern an die Wangen der Tochter gedacht, so würden sie dieselben wie von Purpur übergossen gefunden haben.

II.

Die Jugendfreundin der Fürstin.

Bella, Marquise von Garten und Hallenstein, hatte vor einigen Monaten ihren Gemahl, der dreimal so alt wie sie war, in die Familiengruft beisetzen lassen und war so zu der reichsten Wittwe in dem Herzogthume D. und den angrenzenden Staaten geworden. Sie war thränenden Auges dem Sarge gefolgt; man hatte aber die Thränen

nicht für aufrichtig gehalten; boshafte Zungen flüsterten sich sogar zu, daß sie, von dem zweiundsiebenzigjährigen, kränklichen Gemahle erlöst zu sein, herzlich froh sei.

Das war jedoch niedrige Verleumdung; Bella hatte den verstorbenen Marquis wahrhaft verehrt; sie fühlte, daß sie in ihm einen zweiten Vater, der sie innig geliebt habe, verloren hatte.

Ihre Jugend war freudenleer gewesen. Schon in frühen Jahren Waise, war sie aus der Hand eines Verwandten in die eines anderen gegangen, von Allen als eine Last betrachtet. Im neunten Jahre kam sie an den Hof von G., um mit der zwei Jahr jüngeren Prinzessin Julia erzogen, d. h. zugleich als eine kleine Bettlerin, der man das Gnadenbrod zuwirft, betrachtet zu werden.

Nur eine Seele fühlte nicht allein Mitleiden mit ihr, der Verlassenen, sondern sogar Liebe, und das war die Prinzessin selbst, für deren Fehler sie oft gescholten und gestraft wurde. Zwischen den beiden Mädchen entstand eine Freundschaft, welche jedoch der Oberhofmeisterin ein Dorn im Auge war, sobald die Zutraulichkeiten entdeckt wurden. Bella war eben fünfzehn Jahre alt, als man sie deshalb von Julien trennte, und sie in der kalten, öden und feindseeligen Welt wieder einsam und verlassen stand.

Wenige Wochen vorher war der Marquis von Garten und Hallenstein nach G. gekommen. Derselbe war damals dreiundsechszig Jahre alt und galt am Hofe für einen Roué

der schlimmsten Art. Man erzählte von seinen vielfachen Liebesgeschichten die wunderbarsten Märchen, man verglich ihn mit dem Herzoge von Richelieu, dem Neffen des großen Cardinals. Mochte er in seiner Jugend aber auch ein wilder Bursch gewesen sein, als er nach G. kam, besaß er schon weißes Haar und eine gebeugte Haltung. Sein Auge war freilich noch klar, sogar durchdringend; aber die Leidenschaft spiegelte sich in ihm nicht mehr.

In kurzer Zeit hatte der Marquis alle Mysterien des kleinen Hofes erforscht, war ihm nichts entgangen. Die aufblühende Bella von Murten war ihm nicht unbekannt geblieben und welche Stellung das arme Mädchen einnahm; aber er schien sie nicht zu beachten. An dem Vorabend des Tages, an dem Bella das Schloß verlassen sollte, um in das Stift für adelige Fräulein zu treten, kam er zuerst mit ihr zusammen.

Sie saß weinend auf ihrem Zimmer; denn die Oberhofmeisterin hatte ihr nicht einmal von ihrer Freundin, der Prinzessin, Abschied zu nehmen gestattet. Da stand er plötzlich vor ihr und ergriff ihre Hand.

„Armes Mädchen," sagte er, „so jung, so schön und so einsam, weil Du einen Vater besessen hast, der Dir keine Reichthümer hinterlassen hat. Bella, ich will Dir einen anderen Vater geben, der Dir Millionen hinterlassen wird."

Sie sah ihn an, als verstehe sie seine Worte nicht.

Da strich er ihr mit der Hand über das jungfräuliche Haupt und küßte sie auf die Stirn und nannte sie seine Tochter.

Bella schüttelte das Haupt; sie erklärte dem Marquis, daß sie seine Wohlthaten nicht annehmen könne, weil sie dieselben mit ihrem guten Rufe bezahlen würde. Er lächelte bitter, und so auch war seine Rede: „Du hast Recht, Kind; die Welt urtheilt nach dem Schein, und sie würde Dich mit Koth bewerfen, und bliebest Du wie Schnee so rein. Aber es giebt noch einen Weg, und ich werde ihn gehen, unbekümmert, ob die Welt auch über den Greis spotte, der sich ein unmündiges Mädchen antrauen lasse. Du sollst mein Weib vor der Welt heißen, aber meine Tochter sein."

Bald darauf stand ein Brautpaar, das die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte, vor dem Altare; denn der Bräutigam war alt und hinfällig, die Braut kaum eine Jungfrau. Adolar von Garten nannte er sich, Bella von Murten war ihr Name. Die Kirche war von Zuschauern der Trauung bis auf den letzten Platz gefüllt, und Alle äußerten ihre Entrüstung über den Greis.

Selbst zu den Ohren des Brautpaares drangen Schmähworte. Da schaute Bella zu ihm hin, und in dem Blicke lag das Zugeständniß, daß der Marquis Recht gehabt, als er von dem Spott gesprochen habe, den er auf sich lade. Der Blick sprach aber auch aus, daß sie ihm seine Liebe vergelten wolle, daß der Vater eine Tochter gefunden habe.

Schon an demselben Tage, ehe sich die Nacht auf die Erde herabsenkte, verließ das Ehepaar die kleine Residenz, um nach Italien zu gehen. Bella sah ihre Jugendfreundin nicht wieder.

Seit der Zeit waren neun Jahre verstrichen, Julie hatte sich auch verheirathet. Fürst Wenzel hatte um die achtzehnjährige Prinzessin werben lassen, und sie war ihm gewährt worden. Nun war sie schon seit vier Jahren Fürstin, ohne daß sie ihrer Jugendfreundin vergessen hatte.

„Sie war die Einzige," sagte sie oft zu dem Fürsten, „die mich geliebt hat. Wir wurden von einander getrennt, weil die Oberhofmeisterin es für einen unverzeihbaren Frevel fand, daß eine Prinzessin eine Freundin besaß. O, wie ich sie hasse, diese Oberhofmeisterinnen!"

Dann lächelte Wenzel: „Es giebt keine solche Charge mehr an unserem Hofe, ich habe Dir das Ceremoniell hier abschaffen helfen, — und dennoch stehst Du allein und besitzest keine Freundin."

„Weil ich unter den Damen des Hofes keine gefunden habe, die meiner Bella gleicht," erwiderte sie. „Wo mag sie sich jetzt aufhalten?"

Eines Tages kam Wenzel zu seiner jungen Gemahlin und fragte lächelnd, welche Belohnung er erhalte, wenn er ihr den Aufenthalt ihrer Jugendfreundin verrathe. „Sie wird in Rom oder Palermo, in Constantinopel oder Cairo sein," meinte Julie.

„Sie weilt schon seit Monaten in D.," antwortete der Fürst und zog ein altes Zeitungsblatt hervor, das ihm der Zufall in die Hände gespielt hatte. In demselben hieß es, daß die Marquise von Garten und Hallenstein die Leiche ihres greisen Gemahles nach Deutschland geführt habe, um sie in der Familiengruft zu bestatten. Auch denke die junge und schöne Wittwe, deren Vermögen nach Millionen rechne, sich in ihrem Vaterlande niederzulassen, und wolle der Hof von D. Schritte thun, um sie an sich zu fesseln.

„O, das darf nicht geschehen," fiel Julie ein. „Ich werde sie herrufen. Sie muß bei mir weilen, daß ich nicht ohne Freundin dastehe."

„Aber zu welcher Würde willst Du sie einladen?" fragte der Fürst.

„Und sollte ich sie zur Oberhofmeisterin machen," scherzte Julie. „Suche mir nur den geeigneten Boten für meinen Brief."

„Ich werde mit Halvar reden," bemerkte der Fürst.

In Folge dieser Besprechung war Herr von Zehdenick nach D. gesandt worden, als ob es ein wichtiges Staatsgeheimniß gelte; denn Halvar liebte es, das Treiben an den kleinen Höfen zu seiner Belustigung zu ironisiren, was ihm fast eben so viel Feinde wie seine politische Richtung schon gemacht hatte.

Der würdige Geheimrath war keineswegs in Zweifel, daß seine Mission eine ungemeine Tragweite besitze, wes-

halb er auch seinen Auftrag mit gehöriger Wichtigkeit behandelte. Er war kaum in D. angekommen, als er auch schon ein Billet an die Marquise richtete und sie um eine vertrauliche Audienz ersuchte; er komme im Auftrage Ihrer Durchlaucht der Fürstin Julie von X.

Bis zur Rückkehr des Boten machte er Toilette und ließ sich dann in ein Gespräch mit dem Wirthe ein, welches auf Erkundung, was für eine Dame die Marquise von Garten und Hallenstein sei, hinauslief.

„O," antwortete der Wirth, „sie ist unermeßlich reich."

„Und sonst?" fragte der Geheimrath und gab seinen Blicken einen inquisitorischen Ausdruck, was ihm nicht zum Besten stand.

„Sie ist Mitte der zwanziger Jahren und sehr schön," erwiderte der Andere. „Es bewirbt sich der ganze Adel um ihre Hand; doch erzählt man sich nicht, daß sie irgend einen auszeichne. Selbst Prinz Emil erweist ihr die größten Aufmerksamkeiten, und man wollte sich schon etwas in die Ohren flüstern, da zeigte die Marquise, daß an dem ganzen Gerüchte kein wahres Wort sei; sie erklärte ihm nämlich offen, ihn weder empfangen zu wollen, noch zu Hofe zu kommen. Belästige man sie aber, so werde sie abreisen und sich anderswo ansiedeln."

„Das ist stark; und die Frau Marquise hat das ganz unverblümt geäußert?" fragte der Geheimrath, welcher es für

unmöglich gehalten hatte, daß man einem Prinzen also begegnen könnte.

„Ganz unverblümt, daß der Hof wie elektrisirt war, und die Frau Herzogin ihren Sohn, den Prinzen Emil, in das Gebet genommen haben soll, um zu erfahren, was vorhergegangen sei. Es ist aber nichts vorhergegangen, als daß Prinz Emil ihr Aufmerksamkeiten erwiesen hatte, welche die bösen Zungen in Bewegung setzten."

„So! so!" ließ sich Zehdenick vernehmen; „die Frau Marquise ist also sehr sensible." Der Wirth gab seine Zustimmung: „Sie ist eine ganz merkwürdige Frau, sie reitet und raucht Cigarren, sonst jedoch kann man ihr nichts Böses nachsagen."

„Sie raucht Cigarren," rief der Geheimrath erschreckt; „dann ist sie ja eine Emancipirte." Zehdenick schauderte, mit einer solchen Dame zusammenzutreffen. „Ich hätte es mir denken können; denn eine Andere hätte dem Erbprinzen zweier Fürstenthümer nicht solche Ungezogenheiten gesagt," fügte er in Gedanken hinzu. „Und eine solche Dame soll an unsern Hof kommen? Die stellt ja noch mehr die Dinge auf den Kopf, als dies in der letzten Zeit geschehen ist."

Wäre es nach Zehdenick gegangen, so hätte er sich sogleich zur Flucht gewandt, um sein theures Kleinod, sein Paradis, nämlich den Hof seines kleinen Vaterlandes, vor der drohenden Gefahr zu hüten; leider hatte er jedoch hierzu

keinen Auftrag, und er war ein viel zu pflichttreuer Beamter, als daß er ohne Auftrag zu handeln gewagt hätte. Ja, ihm war der Befehl geworden, die Marquise überzuführen und etwaige Hindernisse fortzuräumen.

Er wischte sich den hervorbrechenden Schweiß von der vorspringenden Stirn, schneuzte das Diminutiv von Nase und ließ dem seine Brust beklemmenden Seufzer volle Freiheit. Dann trat er zum Fenster und schaute durch die Scheiben nach dem ausgesandten Boten. Dieser kam nach wenigen Minuten und brachte die Nachricht, daß die Frau Marquise den Herrn erwarte.

Zehdenick machte sich auf den Weg, indem er sich des Wagens seines Gasthofes bediente. Vor einem zweistöckigen Hause hielt der Kutscher nach zwei oder drei Minuten an. Zehdenick sprang hinaus und trat auf den Flur des styllosen, im Anfange dieses Jahrhunderts errichteten Gebäudes, das keineswegs verschwenderische Pracht zeigte. Ein alter Diener empfing ihn hier; dem Geheimrathe kam derselbe eigentlich gar nicht dienermäßig vor, wenigstens zeigte sich kein Abzeichen seines Standes.

„Die gnädige Frau erwartet Sie.“ Mit den Worten schritt er dem Ankömmling voran, als ob er, Bedienter zu spielen, sich herabließe.

Wie das Haus war die Möbelirung der ersten Zimmer, durch die Zehdenicks Fuß schritt. Sie war altväterlich einfach, zu einfach für das große Vermögen der Besitzerin,

hätte man sagen können. Erst im dritten Zimmer zeigte sich in der Ausschmückung mehr Geschmack und die reformirend schaffende Hand. Hier sah man den Comfort der neuen Zeit, Bequemlichkeit mit Geschmack gepaart, ja selbst gefällige Pracht, einen Luxus, der Niemandem unbequem werden kann. Der Diener öffnete noch eine Thür und ersuchte den Besucher, näher zu treten und einen Augenblick zu verziehen; die Frau Marquise von Garten erschiene sogleich; sie ließe nicht unnöthig antichambriren.

Der Salon, in dem sich Zehdenick nun befand, war im Rococostyle gehalten. Gemälde von Boucher und verwandten Künstlern bedeckten die Wände, ein weicher Teppich den Fußboden. Die Geräthe, der Spiegel, der Kamin, die Uhr, die Pagoden, Alles harmonirte und schien eine für den Geheimrath passende Atmosphäre zu schaffen.

„Diese Frau hat wenigstens Geschmack!" sagte er unwillkürlich laut, während er sich umschaute.

„Meinen Sie?" ließ sich eine Stimme vernehmen. Eine Thür, welche durch ein großes Bild maskirt war, hatte sich geräuschlos geöffnet, und die Besitzerin des Hauses stand Zehdenick gegenüber, als dieser sich umwandte.

III.
Die Marquise.

Bella von Garten besaß eine majestätische Gestalt, wie sie die Griechen der Götterkönigin beigelegt haben; hoch, ohne in das Uebermaaß zu gehen, voll und in jedem Theile übereinstimmend. Dabei wurde der Eindruck durch die Haltung noch gehoben. Der Kopf entsprach der sonstigen Erscheinung; seine Züge drückten Stolz und Selbstbewußtsein aus, ohne bis in's Widerliche zu gehen, oder abzustoßen. Die Stirn war hoch und breit, von dunkelen Locken umflossen, die Nase gerade, das Kinn sanft gerundet, die Brauen schön geschweift, und die Augen von jenem leuchtenden Schwarz, das mit Diamanten der Hölle schon verglichen ist, weil man, von ihm dämonisch ergriffen, in die wilde Leidenschaft geschleudert wird.

Die Marquise war mit Ausnahme eines kleinen Spitzenkragens und der Manchetten völlig schwarz gekleidet. Sie trug außer einem Brillantringe keinen Schmuck, und doch schien sie desselben nicht zu entbehren.

Der Geheimrath verbeugte sich tief vor der Marquise. „Gnädige Frau,“ sagte er, „Sie überraschen mich. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Huldigungen pflichtschuldigst zu Füßen legen darf?“

„In der That?“ versetzte sie kalt und wies auf einen Sessel, ihn zum Sitzen einladend; „Sie schrieben mir, daß

Sie im Auftrage Ihrer Fürstin kämen. Darf ich nach Ihrem Begehren fragen, wenn dies nicht gegen die Discretion sein sollte." Ein momentanes, ironisches Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel. Zehdenick verbeugte sich gegen sie.

„Ah, die Frau Marquise lieben es, ohne Umschweife zu verfahren," lautete seine Rede, während er Juliens Brief hervorzog. „Erlauben Sie mir demnach, dieses Schreiben Ihrer Durchlaucht, meiner erhabenen Herrin, in Ihre Hände zu legen und Ihre Antwort entgegen zu nehmen."

Bella nahm den Brief, öffnete ihn mit einer Ruhe, die der Geheimrath nicht zu begreifen im Stande war, und ließ ihre Augen die Zeilen durchfliegen. Ihre Züge wurden weich, und sie sagte mit sanftem und sympathischem Ton: „Die gute Julie! sie hat der alten Zeiten nicht vergessen; auch ich nicht." Noch einmal las sie den Brief, dann fragte sie den Ueberbringer: „Sie kennen den Inhalt?"

„Im Allgemeinen ja, im Besondern nein," antwortete Zehdenick.

„Ihre Durchlaucht wünscht," sagte hierauf die Marquise, „daß ich zu ihr komme und die alten Zeiten ohne Ceremoniell und Einschränkungen erneuere. Ich fürchte, Ihre Durchlaucht irrt sich. Wahrscheinlich meint sie, daß ich noch immer das naive Mädchen von damals sei. Das ist nicht der Fall, ich habe das Leben und die Welt kennen gelernt. An der Seite eines erfahrenen Gatten habe ich neun Jahre

Reisen gemacht und ferne Völker kennen gelernt. Noch einmal, ich fürchte, Ihre Durchlaucht wird mich anders finden, als sie erwartet."

Der Geheimrath hatte in der Nähe der Marquise vergessen, daß dieselbe rauche, also eine Emancipirte sei; er erinnerte sich nur seines Auftrages und kam dem mit einem Eifer nach, der die Heiterkeit Bella's erregte. „Wohl," sagte sie, „melden Sie Ihrer Durchlaucht, daß ich Ihrer Einladung, ohne mich und sie auf längere Zeit zu binden, nachkommen werde. Findet Ihre Durchlaucht sich in mir getäuscht, oder sehe ich, daß ich an Ihrem Hofe nicht nutz bin, dann verschwinde ich wieder."

Zehdenick machte eine verbindliche Verbeugung, nachdem er sich erhoben hatte, und schickte sich zum Abschiednehmen an; aber Bella trat dem entgegen. Die Audienz möge beendet sein; aber sie leide nicht, daß er sich entferne. Jedenfalls habe er noch nicht gefrühstückt, und sie könne unmöglich dulden, daß Jemand, der ihretwegen eine Reise gemacht habe, aus ihrem Hause hungrig und durstig sich entferne. Bei dieser Rede hatte sie die auf dem Tisch stehende Glocke erschallen lassen.

Der Diener ohne Abzeichen erschien und erhielt einen Wink, worauf er wieder verschwand, um alsbald mit zwei Lakaien wiederzukommen, die einen reich ausgestatteten Frühstückstisch vor Zehdenick hinstellten. In der nächsten Secunde waren der Geheimrath und die Marquise wieder

allein. Bella machte die liebenswürdige Wirthin, daß der Geheimrath jedes Ceremoniell vergaß und es sich gut sein ließ.

Bald plauderte er offen und frei, als ob er zu alten Bekannten rede, ja offener, als es jemals geschehen war; gewandt hatte sie ihm so eine Beschreibung des Daheim entlockt, ehe er in behaglicher Stimmung, die brennende Cigarre im Munde, ihr Haus verließ. Er hatte nicht einmal zu bemerken Gelegenheit gehabt, wie Bella jedes Ceremoniell bei Seite setzte, und daß ihre Blicke oft beobachtend auf ihm ruhten. Er schwor in dithyrambischer Stimmung, daß er niemals eine liebenswürdigere, gewandtere und geistreichere Dame kennen gelernt habe, als die zukünftige Sonne des Hofes von X. in Wahrheit sei.

Als sich Bella allein sah, zündete sie sich ein Cigarrette an, lehnte sich in ihrem Fauteuil zurück und blies die Rauchwolken in die Luft, ihnen nachschauend und über das Gehörte nachdenkend. Ohne es zu wollen, hatte der Geheimrath ihr eine ziemlich getreue Schilderung seines Hofes gegeben. Sie wußte nun, daß der fürstliche Gatte ihrer Jugendfreundin in früheren Jahren seine Gesundheit untergraben hatte, so daß er, ohne das Ansehen davon zu besitzen, ein früher Greis sei, den die Gruft vielleicht bald aufnehmen konnte.

Fürst Wenzel war nicht als Erbprinz geboren. Drei Söhne seines Vorgängers mußten sterben, ehe er dazu

wurde. Eine lebhafte Natur ohne Neigung für den Militärstand, obgleich persönlich tapfer, hatte er sich in den Strudel der Vergnügungen gestürzt. In vollen Zügen hatte er den Becher der Lust geleert, daß er sich plötzlich an dem Rande des Grabes befand. Er war wieder hergestellt worden; aber der Ausspruch der Aerzte ließ einen plötzlichen Herzschlag befürchten. Wenzel wußte, daß der Tod hinter ihm stand; aber wie Alle, welche des Lebens Lust in raschen Zügen genossen haben, fürchtete er den Tod nicht. Trotzdem war er seit jener Zeit nachdenklich geworden und suchte seinen Regierungspflichten mit Eifer obzuliegen.

Das war der Gatte ihrer Jugendfreundin, die nach den Schilderungen des Geheimrathes noch immer dieselbe sein mußte, welche sie in ihrer Jugend gewesen war, und nicht nur nach dem Berichte eines Höflings, hauchte doch auch ihr Brief Naivetät und Unbefangenheit.

„Sie ist ein gutes Kind, dem eine Freundin nöthig ist," sagte Bella, „und ich will diese Freundin sein. Weshalb auch nicht? Was verliere ich auch sonst in der Welt?"

Sie ließ die übrigen Verhältnisse des Hofes von X., wie sie ihr von dem Geheimrathe dargestellt waren, im Fluge nochmals vor ihrer Seele vorübergleiten. „Ich werde dort auch noch anders wirken können, als einer kleinen Frau Gesellschaft zu leisten," sagte sie und zündete sich eine neue Cigarrette an. Da blitzte es in ihren Augen auf; es war

nicht der Widerschein des Wachslichtes gewesen. Sie schlug auf die Glocke.

Der alte Diener trat wieder ein.

„Christian,“ redete Bella ihn an. „Verkünden Sie unter der Dienerschaft, daß ich in wenigen Tagen diese Stadt und dieses Ländchen verlasse. Wer mich begleiten will, möge es mich wissen lassen; die Uebrigen lohnen Sie ab. Lassen Sie Niemanden unzufrieden, Christian!“

„Sehr wohl, Frau Marquise,“ antwortete der alte Diener und entfernte sich. Bella setzte sich wieder in ihren Lehnstuhl und schloß die Augen. An dem leichten Zucken der Brauen hätte ein Beobachter wahrnehmen können, daß sie sich nicht dem eigentlich gedankenlosen Träumen überlasse. Das bewiesen auch das plötzliche Oeffnen der Lider und der klare Blick, der ihren Augen entströmte.

Sie stand auf und begab sich in das benachbarte Zimmer, aus dem sie durch die maskirte Thür in den kleinen Empfangssalon getreten war. Zeigte dieser sich im Rococogeschmack, so war jenes im Geist der geschmackvollen Renaissance möblirt. Keine überladene und verschnörkelte Form bot sich hier dem Auge dar; die ruhige Klarheit der Linien herrschte im großen Ganzen wie in dem kunstvoll Einzelnen. Die geschnitzten, hochlehnigen Stühle harmonirten mit dem großen Tische an einem der Fenster, der mit Schreibutensilien, Heften, Papieren, Journalen bedeckt war, und mit dem Bücherschranke, der neben den deutschen, französi-

schen und englischen Classikern auch manche moderne Unterhaltungsschrift enthielt. Ein anderer Schrank diente zur Aufbewahrung von Kupferstichen. Auf Gestellen ruhten Sammlungen photographischer Copien neuerer Meisterwerke der Malerei.

Das war das eigentliche Wohnzimmer der Marquise von Garten, ihre Arbeitsstube, wie sie es selbst nannte.

Bella ging rasch zu dem Schreibtische und nahm aus einem Kästchen ein Heft hervor, in dem sie blätterte. Die Seiten waren mit einer kleinen Perlschrift bedeckt; aber so klein die Schrift war, jeder Buchstabe war fest und bestimmt. Sie hatte nun, was sie suchte, gefunden und las eifrig. Plötzlich schlug sie das Heft zu und sagte: „Träumereien!“ Sie legte es wieder in den Kasten, den sie verschloß, und dessen Schlüssel sie zu sich steckte: „Träumereien von Glück, — ich meinte, daß sie bestimmtere Form gehabt hätten wie jetzt der Gedanke, der mir heller und heller vor die Seele tritt und das Fürstendiadem reicht. Auf dem Thron könnte ich wirken und schaffen, da ist die Heimath Bella's. Frei muß ich sein, und so lange ein anderer Wille über mir, so lange bin ich unfrei, nicht ich, bin ich eine Elende.“

Sie ergriff die Feder, und in derselben Schrift, mit der die Seiten jenes Heftes bedeckt waren, reihte sich Zeile an Zeile. Sie schrieb an die Fürstin, welche sie zu sich eingeladen hatte. Sie war kaum mit dem Briefe zu Ende ge-

kommen, als Christian den Maler Brand meldete. Sie nickte wohlgefällig.

„Bis das Gerücht von meiner Abreise durch alle Schichten dieses Städtchens dringt, bedarf ich der Zerstreuung," dachte sie. Laut fügte sie hinzu: „Lassen Sie den Herrn eintreten."

Wenige Minuten darauf erschien ein Mann auf der Schwelle des Zimmers, der ein halbes Jahrhundert schon durchlebt haben mußte; in seinen Bewegungen aber eine übergroße Elasticität offenbarte. Er war klein, noch nicht fünf Fuß hoch, wogegen der große Kehlkopf merklich abstach. Das häßliche Gesicht umrahmte ein Bart, der ihm bis auf die Brust hinabfiel. Die langen Arme endigten in zwei großen Händen, die aber von tadelloser Weiße waren. Seine Kleidung bestand aus einem Sammetrock mit Schnüren, weiten hellen Beinkleidern, saubern Lackstiefeln, einem spitzigen Hute und rothen Halstuch, das sich unter dem weiten Umschlagkragen des Hemdes zeigte, und dessen Enden lose flatterten. Handschuhe trug der Maler Brand nicht.

Er eilte rasch auf die Marquise zu, ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen, indem er seinen Augen einen verzückten Ausdruck gab.

„Ist es wahr? Nein, es kann nicht wahr sein," rief er laut aus.

„Was meinen Sie?" fragte die Marquise.

„Daß Sie unsere Stadt zu Grunde richten, daß Sie

sich von uns abwenden wollen," antwortete der Maler mit lebhafter Gesticulation.

„In der That hat meine Jugendfreundin, die Fürstin Julie, mich zu sich geladen," bemerkte sie. „Ich werde dem Rufe folgen."

„Ja, was soll denn aber daraus werden?"

„Mein lieber Freund, die Welt wird darum nicht aus ihren Fugen gerückt werden," entgegnete Bella, während der kleine Maler die komischsten Gesichter schnitt, als habe er heftige Magenschmerzen.

„Ja, das sagen Sie wohl; aber ich, ich, der ich gehofft, daß unter Ihrer Protection hier sich eine Schule bilden würde, welche sich von den kleinlichen Klexereien fern hielte, — ich, der ich Gontram Wulfen hierher beordert habe, — was wird nun aus mir Unglückseeligen?" klagte Brand.

„Lieber Freund, ich bin nicht schuldig, daß Sie Hoffnungen auf mein Verweilen in dieser Stadt gesetzt haben," bemerkte Bella; „was kann übrigens eine Einzelne? Bilder kaufen auch Andere als ich."

„Zugegeben; aber nicht mit solchem Verständniß, solcher Einsicht," wandte Brand ein. „O, Sie wären unsere Muse geworden, unsere Priesterin, unsere Göttin, die uns erhoben und begeistert hätte. Nein, Frau Marquise, bleiben Sie hier bei uns. Was Sie durch Ihr Hierbleiben verlieren sollten, das wollen wir Ihnen zu ersetzen suchen. Gontram Wulfen wiegt tausend gewöhnliche Menschen auf. Ich habe

mir das Leben hier schon so süß ausgemalt. Da giebt es dann Zusammenkünfte, eine Akademie und so weiter, — und so weiter. Das ist Alles nun dahin. Nein, Sie dürfen nicht fort und mich in der Einsamkeit zurücklassen, Sie müssen ausharren, oder Sie begehen ein Verbrechen an der Kunst."

So klagte der kleine Maler, und es erwuchs ihm kein Trost, daß die Ankunft seines jungen Freundes Wulfen ihn entschädigen werde.

„Der bleibt mir auch nicht, wenn Sie fort sind," meinte er, „und ich stehe dann wieder ganz allein. O schreckliches Loos der Einsamkeit!"

Während er noch klagte, fanden sich Andere ein, Verehrer der Marquise von Garten und Hallenstein, zu denen das Gerücht gleichfalls gedrungen war, Bella beabsichtige D. zu verlassen.

„Man sollte meinen," sagte die Marquise, „daß man mich hier wirklich ungern verliere." Alle versicherten, daß dies wirklich der Fall sei. Die Marquise zuckte die Achseln.

Drei Stunden nachdem der Geheimrath von Zehdenick sie verlassen hatte, ließ Prinz Emil sich anmelden. Alle stutzten, hatte die Marquise dem jungen, schönen Manne doch ihr Haus verboten; jedes Auge war auf sie gerichtet. Bella schien sich einen Moment zu bedenken, dann sagte sie: „Seine Hoheit wird mir in einer Stunde genehm sein."

„Er wird auch kommen, um sie zu halten," flüsterte

man sich zu; „Wir wollen sehen, ob es ihm gelingen wird.“ Dann entfernte man sich nach und nach.

Als Bella allein war, leuchteten ihre Augen. „Er wird kommen, — was er für eine Karte ausspielen wird!“

Sie trat vor den Spiegel und strich sich mit der Hand das Haar zurecht; eine andere Toilette anzulegen, kam ihr nicht in den Sinn.

IV.

Prinz Emil und seine Mutter.

Als der Tod dem Herzoge Georg von D. nahte, hatte er seine Gemahlin Margarethe zur Vormünderin seines minorennen Sohnes Emil ernannt und ihr mit Zustimmung der Stände und des Staatsrathes die Regierung übergeben. Seitdem waren zwölf Jahre vergangen, und Margarethe besaß noch die Zügel in den Händen, obgleich Prinz Emil längst großjährig war und sein fünfundzwanzigstes Jahr schon erreicht hatte. Das war nicht in der Ordnung, und Margarethe hätte den ihr lieben Thron räumen müssen, wenn ihr Sohn die Absicht zu herrschen ausgesprochen oder besessen hätte. Das war jedoch bisher nicht geschehen, weil Prinz Emil zur Zeit seiner Großjährigkeitserklärung sich auf Reisen befand und dann in die Armee einer ausländischen Großmacht getreten war, da das Heereswesen und

seine Organisation ihm ungleich mehr zusagten, als sein kleines Fürstenthum zu regieren. Vielleicht beeinflußte ihn auch die Liebe zu seiner Mutter, der es schwer geworden wäre, das Scepter aus der Hand zu legen und von dem Thron herabzusteigen, und der er nicht wehe thun wollte, obgleich sie die Anlage ihn zu tyrannisiren hatte.

Seit einem halben Jahre war er freilich in sein Herzogthum zurückgekehrt, ohne jedoch den Titel Prinz abzulegen oder die Regierung anzutreten. Denjenigen, welche dies von ihm wünschten, hatte er erwidert: „Es wird immer noch Zeit sein, auch wenn ich warte. Bedarf das Land und sein Wohl wirklich meiner, so werde ich auch nicht fehlen, — so ungern Mama das sehen würde."

Der eigentliche Grund war wohl, daß er als Herzog aus dem Heerverbande, dem er mit Vorliebe und in hervorragender Stellung angehörte, hätte ausscheiden müssen, sobald er den Thron seines Ländchens einnahm. Kurz, er blieb Prinz Emil, obgleich er längst Herzog Emil sein mußte.

Prinz Emil war von hoher und schlanker Gestalt, angenehmen Manieren und gefälligen Gesichtszügen, ohne daß dieselben besonders geistreich gewesen wären. Sein blondes Haar war militärisch geschnitten und ließ so zwei große Ohren sehen, das eigenthümliche Merkzeichen seines Geschlechtes. Sein Schnurrbart, der von derselben Farbe wie das Haar war, zeigte besondere Pflege. Man sah den

Prinzen nie ohne die Generalsuniform des Reiterregimentes, dessen Chef er war; sie stand ihm auch vortrefflich.

Das war der Mann, welchen Bella von Garten in ihrem Rococozimmer empfing. Er trat auf sie zu, ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

„Was höre ich, Marquise,“ redete er sie an; „ist es wahr, daß Sie uns zu verlassen denken? Ich war der Meinung, daß Sie sich nach dem Trauerjahre an unseren Hof anschließen würden.“

Sie zuckte die Achseln. „Eure Hoheit weiß sehr wohl, daß Ihre Frau Mutter nicht allzusehr von mir entzückt ist.“

„Das ist nicht der Fall,“ versetzte Prinz Emil; „Sie werden ihr sehr willkommen sein. Ich weiß, daß Mama Ihnen sehr wohl will, besonders nachdem Sie mir die Wege gewiesen haben. Auf Ehre! Sie haben sich nicht mit vieler Rücksicht benommen, hatten aber völlig Recht. Mama ist deshalb enchantirt von Ihnen; sie liebt dergleichen, — wie soll ich sagen? — Tugendäußerungen.“

„Ich habe Ihnen in derselben Sprache geantwortet, welche Sie gegen mich anzuwenden beliebten,“ antwortete die Marquise mit völliger Ruhe.

„Aber Sie können doch bei Ihrer Jugend und Schönheit nicht in ein Kloster gehen und Nonne werden; das ist gegen die Natur,“ äußerte der Prinz; „gestehen Sie

es, daß Sie nur ein Wenig coquet sind. Gestehen Sie es nur, Marquise.“

„Ich muß Eurer Hoheit die Andeutung machen, daß unser Gespräch sein Ende erreicht hat, wenn Sie es in dieser Weise fortzuführen gedenken,“ entgegnete Bella, deren Stirn sich mit Wolken bedeckte. Der Prinz schüttelte das Haupt.

„Sie sind keine alberne Gans, daß Sie nicht das offene Wort eines Freundes hören könnten,“ meinte er. — „Eines Freundes?“ fragte sie im zweifelnden Tone.

„Bei Gott, eines Freundes!“ versicherte er; „stellen Sie mich auf die Probe. Ich habe Sie bewundert, als wir uns zuerst trafen, Ihre Sicherheit und Tugend. Sie waren die Schönheit und Jugend an der Seite des Alters und der Häßlichkeit.“

„Mein Gemahl war thatsächlich kein in Jugendkraft strotzender Adonis,“ bemerkte sie; „ich hatte ihm jedoch Treue gelobt, und es kommt mir vor, daß, seine Pflicht zu thun, kein besonderes Verdienst ist. Auch war der Marquis ein Ehrenmann, den ich als solchen liebte, so daß in meinem Herzen kein Raum zu vergeben war, so sehr dies Manche zu wünschen schienen.“

„Bei Gott!“ rief Prinz Emil, „ich hätte die Wohnung dort mit zehn Jahren meines Lebens gern bezahlt; aber Sie waren grausam, Sie sind es noch. Aufrichtig ge-

sprochen, Marquise, denken Sie stets ein leeres Herz haben zu wollen?"

„Mein Gatte wird in ihm thronen," antwortete Bella, „wenn ich mich jemals wieder verheirathen sollte. Ich bitte Sie aber dringend, das Thema zu ändern und mir angeben zu wollen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft."

„Ihre Abreise!" rief der Prinz; „Sie kann Ihrem Freunde nicht ganz gleichgiltig sein, Donna Bella. Sie hatten zu bleiben versprochen."

„Um Vergebung, Hoheit, das ist nicht also. Was aber meine hiesigen Freunde betrifft, so glaube ich, daß die Schreiberin dieses Briefes mir eben so nahe steht wie die Herren, welche, — Sie ausgenommen, — mich seit wenigen Monaten erst kennen." Mit den Worten übergab sie ihm den Brief Juliens. Emil las ihn mit Aufmerksamkeit bis zur letzten Zeile; dann gab er ihn zurück.

„Und es wäre nichts im Stande, Sie von dem Schritte abzuhalten?" fragte er; „Bella, Donna Bella, ich beschwöre Sie, bleiben Sie hier."

„Ich habe mein Wort gegeben, meine Jugendfreundin zu besuchen," antwortete sie.

Der Prinz faßte ihre Hand, und sein wasserblaues Auge nahm einen innigen, wehmüthigen Ausdruck an. „Sie sagten, daß meine Mutter Ihnen nicht wohl wolle; das ist nicht der Fall; ich kann es Ihnen beweisen. Sie wünscht,

Sie zu sehen, mit Ihnen zu sprechen. Mama achtet Sie sehr hoch. Es ist wahr, daß sie mit Ihrem seeligen Gatten Conflicte hatte; aber die sind längst vergessen, und nichts tritt dem entgegen, daß Sie an unserem Hofe dieselbe Rolle spielen, welche Ihnen drüben geboten wird. Mama bittet Sie, zu ihr zu kommen, und Sie sehen mich bereit, Sie sogleich zu ihr zu geleiten."

Die Marquise besann sich nur eine Secunde; dann sagte sie: „Ich werde in einer Stunde Ihrer Durchlauchtigen Mutter meine Aufwartung machen."

„Und warum nehmen Sie nicht meine Begleitung an?" fragte Prinz Emil und strich unmuthig seinen blonden Schnurrbart.

„Weil diese Ehre nur Ihrer Gemahlin zukommt," antwortete die Marquise.

Der Prinz zog momentan die Brauen zusammen, dann lächelte er wieder; „Sie haben Recht, daß ein Fürst gebunden ist! Sie kommen also, Donna Bella?"

„In einer Stunde bin ich zu dem Befehle Ihrer Durchlaucht der Herzogin."

— Sie war es. Eine Stunde nach diesem Gespräche trat die Marquise in das Privatcabinet der regierenden Herzogin Margarethe und machte ihr die vorgeschriebenen drei Verbeugungen, dann stand sie, hoch aufgerichtet, die Anrede der älteren Dame erwartend, dieser gegenüber.

Margarethe, die Mutter des Prinzen Emil, war durch-

aus keine majestätische Erscheinung; sie war klein und stark und hätte in einfach wollenem Kleide den Eindruck einer Landpastorin gemacht. So mild und gutmüthig ihre Gesichtszüge sonst waren, lag doch in ihren Augen ein Gemisch von Stolz und Schlauheit, hin und wieder Hochmuth und Selbstvertrauen.

Die Marquise schwieg, und die Herzogin war sie anzureden gezwungen.

„Madame, ich habe Sie hierher zu kommen ersuchen lassen," sagte sie.

Um den schönen Mund der Wittwe zeigte sich ein leichtes, geistreiches Spiel der Muskeln, das fast wie ein zuvorkommendes Lächeln aussah. „Sie sehen, Ihre Durchlaucht, daß ich Ihrem Wunsche mich gefügt habe," war die Antwort.

Die Stirn der Herzogin ließ tiefe Falten erkennen. „Madame, Sie sind keine geborene Unterthanin von uns?" fragte sie.

„Auch mein seeliger Gemahl, der Marquis Adolar von Garten und Hallenstein war das nicht, wie Ihre Durchlaucht sich vielleicht erinnern werden," erwiderte Bella; „wir haben hier nur einige Herrschaften, welche wir mit unserem Gelde angekauft haben, die wir aber nicht zu Lehen besitzen."

Die Herzogin biß sich auf die Lippen; „das ist gleichgiltig; Sie gehören zu unserem Herzogthum."

„Mit demselben Rechte gehöre ich noch drei anderen Staaten an, weil ich an die Regierung die auf mich fallenden Steuern zahle," antwortete Bella in bescheidenem Tone, zu dem die Energie der Worte contrastirte.

„Madame," bemerkte Margarethe, „ich habe nicht geglaubt, daß das Rebellenblut Ihres Gemahls auch in Ihren Adern flösse."

Bei diesen Worten richtete sich die königliche, in Schwarz gekleidete Gestalt hoch auf, das nächtige Auge schien in Feuer zu stehen, jeder Zug ihres Antlitzes sprach Stolz und Hoheit aus. Die Herzogin hätte ihr zur Folie dienen können; die kleine Figur schien sogar einzuschrumpfen.

„Ihre Durchlaucht vergessen, daß ich die Ehre hatte, des Marquis von Garten Gemahlin zu sein, und daß ich mir stets dieser Ehre bewußt war und bin," lauteten Bella's Worte; „ich als seine Wittwe protestire hiermit feierlich, daß sein Andenken im Geringsten verunglimpft werde. Adolar von Garten war stets loyal, und ich muß den Vorwurf, den Ihre Durchlaucht ihm machen, energisch zurückweisen. Ich hoffe, daß Sie mir erlauben, mich zu entfernen; die Audienz, zu der ich gerufen wurde, ist wohl beendet."

„Sie ist zu Ende," war die Antwort der erregten Fürstin. Bella verbeugte sich und entfernte sich aus dem Gemache Margarethe's. Kaum hatte sie sich entfernt, als Prinz Emil in dem Zimmer stand; er war durch eine Seitenthür eingetreten; seine Züge drückten Unwillen aus.

Die Mutter erschrak fast, als sie den Sohn so unvermuthet erblickte. „Du hast gelauscht?“ fragte sie; „das ist nicht eben cavaliermäßig.“

„Ja, ich habe gelauscht,“ versetzte der Prinz; „das muß so im Blute liegen, um bei dem Bilde zu bleiben, das Sie der Marquise gegenüber anwendeten. Ja, ich habe gelauscht.“

„Und bist empört über den trotzigen Hochmuth dieser Person?“ fragte die Herzogin. Der Prinz zwang sich gewaltig zur Ruhe.

„Mama,“ lautete seine Erwiderung, „ich habe thatsächlich gestaunt, wie Ihre Handlungsweise im Gegensatze zu Ihren Reden steht. Da hieß es, wir müßten die Marquise uns zu erhalten streben, damit ihr großes Vermögen unserem Ländchen zu gut komme, und jetzt vertreiben Sie die Segenbringerin dadurch, daß Sie einem todten Mann schmähen. Mama, das beweist von keiner Selbstüberwindung, der ersten Regententugend.“

„Was sind das für Worte?!“ rief die Herzogin zornig.

„Ich denke, Mama, daß sie deutlich zu verstehen sind,“ versetzte der Prinz; „Sie meinen wohl, weil ich die Regierung hier noch nicht angetreten habe, ich besäße keinen Sinn für dieselbe. Wahrlich, unzeitiger Stolz ist auf dem Throne eben so wenig angebracht wie das Buhlen um die Gunst der Kleinen. Mama, Sie haben das Interesse des Landes so eben geschädigt, indem Sie sich von Reminiscenzen hinreißen ließen.“

Margarethe war außer sich, eine solche Sprache hatte noch Niemand gegen sie gewagt; sie erschien ihr wie Rebellion ihres Sohnes. Sie gebot ihm, zu schweigen. Dieses Mal aber fand sie offenen Widerstand; er fragte sie, ob sie ihm als Mutter oder Herzogin Schweigen auferlege. Sie vergesse, daß er kein unwündiges Kind sei, und es nur an ihm liege, die Regierung anzutreten, wenn er wolle. — Sie erschrak, ihr Auge wurde starr. „Das könntest Du dieser Person wegen?" fragte sie fast tonlos.

„Das könnte ich," lautete seine Rede, „ja, ich könnte auch diese Person zur Fürstin dieses Landes machen. Sie kennen die Geschichte Leopold's von Dessau und seiner Gemahlin, der Apothekertochter, Mama."

Die Herzogin war erbleicht, das Zimmer schien sich mit ihr herumzudrehen, sie mußte sich setzen, wollte sie nicht zur Erde sinken. „Verlassen Sie mich, mein Herr!" rief sie dem Sohne zu, während sie auf die Thür zeigte.

Prinz Emil wurde dadurch nicht ruhiger, er fühlte sich unwürdig behandelt. „Wohl," sagte er, „ich gehorche Ihnen, weil Sie meine Mutter sind; doch werden Sie erlauben, daß ich den Staatsräthen die Anzeige mache, ich würde von morgen die Regierung selbst antreten." Mit festem, laut schallenden Tritt verließ er das Zimmer seiner Mutter.

Margarethe war erregt; sie sollte das Scepter aus den Händen geben; sie sollte von dem Thron hinuntersteigen, in die Unbedeutendheit einer Herzogin-Wittwe versinken.

Sie stampfte mit dem Fuße das glatte Parquet, ihre Hand zerbrach den elfenbeinernen Federhalter. „Ich will nicht!“ stahl sich über die Lippe scheu; sie fühlte, daß sie kein Recht besaß, dem Sohne hindernd in den Arm zu fallen, und doch hätte sie es so gern gethan. In dem Gefühl ihrer Machtlosigkeit drangen Thränen aus ihren Augen, und sie rang die Hände. Das hatte die stolze Frau noch niemals gethan. „Ich will nicht,“ klang wie ein leiser Seufzer: „o, daß ich könnte!“

Plötzlich kam ihr der Gedanke, daß, wenn Prinz Emil die ersten Schritte gethan habe, Alles für sie verloren sei. „Das darf nicht sein,“ meinte sie, „und sollte ich mich vor dem Sohne erniedrigen.“ Sie ließ die Glocke erklingen; dann sandte sie zu dem Prinzen, er möge sich zu ihr begeben.

Die Antwort lautete, daß Seine Hoheit in großer Aufregung das Schloß verlassen habe. „Er ist zu ihr,“ seufzte sie leise, „es ist Alles verloren.“

Die Kammerfrau erlaubte sich die Aeußerung, daß Ihre Durchlaucht recht leidend aussehe. Margarethe schalt sie eine Närrin und hieß sie hinausgehen; doch bald darauf rief sie der Glocke Ton wieder in das Zimmer der Herzogin. Diese gab den Befehl, sobald der Prinz zurückgekehrt sei, möge man sie in Kenntniß setzen, auch Seine Hoheit in ihrem Namen zu ihr zu kommen ersuchen.

Nach einer Viertelstunde erhielt sie die Nachricht, daß

Prinz Emil in das Schloß zurückgekehrt sei, sich aber zu ihr zu kommen weigere; er habe nothwendig zu arbeiten. Margarethe biß sich die Unterlippe blutig. „Gut, so werde ich, zu ihm zu gehen, mich erniedern," war endlich das Resultat ihrer Ueberlegung. Rasch kam sie dem Gedanken nach.

Sie fand den Sohn in nicht versöhnlicher Stimmung; er war bei der Marquise gewesen; sie hatte ihn jedoch nicht angenommen. Die Mutter suchte ihn zu beruhigen und sich in das hellste Licht hinzustellen; sie habe ja nur in seinem Interesse gehandelt. Wolle er durchaus eine Mesalliance schließen, so werde sie sich auch darin zu finden wissen, wolle sogar die unfürstliche Schwiegertochter zu lieben suchen; aber Emil möge diese Mesalliance nicht als Herzog schließen, sondern als Prinz. Da sei dieselbe nicht also in die Augen fallend, zumal wenn man mit Vorsicht verfahre. Er solle ihr Alles überlassen, sie wolle Alles ordnen. Zu dem Zwecke werde es heilsam sein, wenn er sogleich in das Ausland reise. Habe er in acht Tagen keine günstige Nachricht, so möge er thun, was er wolle. Sie werde sich selbst zu der Marquise begeben und die Gereizte beruhigen.

Margarethe erreichte durch dergleichen Vorstellungen, daß Prinz Emil in eine versöhnlichere Stimmung versetzt wurde. Wenn er auch von Mesalliance gesprochen hatte, so war er doch, sie durchzuführen, im Grunde seines Herzens weit entfernt. Gewissermaaßen war er betroffen, als seine

Mutter davon sprach und sich in dem Gedanken ergeben zu haben schien.

„Nein,“ versetzte er, „Sie gehen zu weit, Mama. Es genügt, wenn Sie die Marquise hierzubleiben oder die Angelegenheit in ordentlichen Schwung zu bringen veranlassen. Es fällt mir nicht, Ihnen mehr zuzumuthen, ~~ein.~~ Wahrhaftig, Sie haben mich mißverstanden, wenn Sie mehr thun.“

Die Herzogin war, den Sohn so willfährig zu finden, herzlich froh. Sie bat ihn, auf einige Wochen fortzureisen, er könne sich bei der Marquise mit einem Befehle seines Kriegsherrn entschuldigen. Emil richtete sein wasserblaues Auge beobachtend auf sie, strich sich dann seinen blonden Schnurrbart und äußerte, er habe die klügste Mama von der Erde. Er werde auf acht Tage verreisen und hoffe, daß dann Alles in Ordnung gebracht sei.

„Ich habe Zeit, mithin Alles gewonnen,“ lauteten die Gedanken Margarethe's. Ihre Gesichtszüge drückten Zufriedenheit aus.

Wenige Stunden nach der Unterredung reiste Prinz Emil zum allgemeinen Staunen und gegen alle Erwartung ab. Eine Stunde darauf brachte ein vertrauter Hofbedienter ein eigenhändiges Schreiben der Herzogin an die Marquise von Garten-Hallenstein. Margarethe zeigte derselben an, daß Prinz Emil habe sogleich abreisen müs-

sen. Näheres werde die Marquise erfahren, wenn sie sich auf das Schloß zur Schreiberin bemühen wolle.

Bella antwortete ebenfalls schriftlich, sie danke für die Aufmerksamkeit der Herzogin, könne aber der Aufforderung nicht entsprechen, da ihre Abreise zu der Jugendfreundin, der Fürstin Julia, ihre ganze Zeit in Anspruch nehme. Schon am nächsten Morgen werde sie D. verlassen.

Margarethe fand sich durch den Brief verletzt, obgleich dieser kunstreich die herbe Ablehnung der Einladung zwischen Redeblumen der Ergebenheit und des versicherten Gehorsams verbarg. Sie glaubte aber, ihr Gefühl unterdrücken zu müssen, und, der Nothwendigkeit nachzugeben, sich verpflichtet. Somit ließ sie Bella die Anzeige zugehen, daß sie die Marquise noch vor der Nacht aufsuchen werde, um ihr vertrauliche Mittheilungen zu machen.

„Was ist das?“ fragte sich die Marquise. „Pah, ich werde vernehmen, was der Grund sei, daß diese Dame ihren Stolz beugt. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn ich den Prinzen empfangen hätte. Nein, ich konnte nicht anders handeln. Erwarten wir die stolze Herzogin.“

Dann gab sie Befehl, ihre Abreise so schnell wie möglich zu rüsten, daß man beim Eintritt in das Haus sogleich die Vorbereitungen wahrnehme. So erwartete sie den Besuch der Fürstin, der am späten Abend stattfand.

Mit der größten und bescheidensten Liebenswürdigkeit

empfing Bella die Herzogin, die ihrerseits im höchsten Grade herablassend war.

Margarethe sprach von Mißverständnissen, und wie ihr Sohn es bedauert habe, daß er nicht Abschied habe nehmen können. Sie kam sodann auf die Neigung des Prinzen und gab sich Mühe, zu erfahren, wie weit er mit seinen Versprechungen und Gelöbnissen gegangen sei. Bella verneinte, daß dergleichen ihr jemals gemacht seien. Sie habe den Prinzen in rücksichtsvoller Entfernung stets gehalten, er sei durch nichts gebunden. Sie betonte allein, daß sie niemals ihr Herz ohne ihre Hand verschenken werde.

Die Herzogin glaubte ihren Worten nicht ganz, lobte aber, daß sie also gehandelt hatte. Das gewinne ihr Herz, und wäre Bella eine Prinzessin, so würde sie ihr die liebste Schwiegertochter sein. Dann bat sie, daß die Marquise in D. bleiben möge.

Bella entschuldigte sich mit den Pflichten gegen die Jugendfreundin. Die Herzogin möge sich versichert halten, daß ihre Sympathien am Hofe zu D. blieben. — Als sie diese Worte sprach, durchzuckte ein Gedanke den Sinn Margarethe's. „In der That?“ sagte sie. „Sie könnten sich entschließen, unsere Interessen zu vertreten? Nun dann, meine Liebe, wer eine Krone zur Morgengabe bringt, ist mehr als eine Prinzessin zu achten. Mein Sohn würde ihr die Hand reichen und sie zur Herzogin erheben. Soll das gelten?“

Margarethe reichte ihr die Hand hin. Bella stand einen Augenblick zweifelnd, dann legte sie ihre Hand in die dargebotene. — —

Als die Herzogin wieder im Schlosse war, leuchteten ihre Augen.

„Das war ein feiner Streich,“ meinte sie im Selbstgespräch. „Wir werden eine sehr thätige und einflußreiche Agentin an Wenzel's Hofe besitzen. Mit ihrer Hilfe wird es uns vielleicht möglich sein, unsere Grenzen weit auszudehnen, — und der Lohn? Diejenige, welche die Freundschaft verrathen hat, wird die Braut meines Sohnes niemals werden können.“

Ihre Glocke erscholl helleren Klanges. Die Kammerfrau trat ein. Die Herzogin Margarethe befahl, die Hofdamen zu der Whistpartie zu entbieten und den Thee bereit zu halten.

„Ich habe heut genug gethan,“ setzte sie hinzu, „ich bin mit meinem Tagewerke zufrieden. Somit kann ich mich erholen.“

Bald darauf saß sie mit der Gräfin von Hagelach und den Fräulein von Meuseberg und Mönchgut am Spieltische. Die Hofdamen erinnerten sich nicht, sie jemals so liebenswürdig und scherzhaft gesehen zu haben. Sie hatte all ihren Stolz vergessen und erzählte Anecdoten, die sonst niemals über ihren Mund zu kommen pflegten.

„Das hat ihr Besuch bei der Frau Marquise von Garten und Hallenstein zu Wege gebracht,“ äußerte die

Kammerfrau. „Ich möchte wohl wissen, was sich dabei ereignet hat.“

V.
Belladonna.

Mit der größten Liebenswürdigkeit und Freude war die Marquise von Garten am Hofe ihrer Jugendfreundin aufgenommen worden. Julie wie ihr Gemahl beeiferten sich, sie mit Ehrenbezeugungen und herzlicher Freundschaft zu überschütten. „Du mußt bei uns bleiben, darfst uns nie verlassen,“ rief die Fürstin, „in Dir finde ich meine Jugend wieder.“

„Die Liebe ist aus Ihrem durchlauchtigen Herzen nicht gewichen,“ versetzte Bella. Julie stutzte und bat die Andere, daß sie auch das Du gebrauche; die Marquise schüttelte das Haupt und erwiderte, daß sich das nicht schicke.

„Bist Du auch zu einer Freundin des Ceremoniels geworden?“ rief Julie, „Du das Opfer desselben! Fort mit den Schranken, welche uns Menschen zu sein hindern! Fort mit dem Formenwesen, das die Brust beengt.“

Bella widersprach dem, nannte Julie eine Revolutionärin im Purpur. „Formen bedingen die socialen Verhältnisse; ohne solche fiele die Welt auseinander,“ schloß sie; „dem Uebermaaß der Ceremonien bin ich noch dieselbe Gegnerin, welche ich in der Jugend gewesen bin.“

Wenzel stimmte den Ansichten der Marquise bei; aber Bella mußte dem Dringen der Fürstin nachgeben, daß, wenn die Jugendfreundinnen allein wären, unter ihnen das Du herrsche. Julie umarmte sie für das Zugeständniß und meinte, dann werde sie sich eben so wohl fühlen, als wenn sie die lästige Reifrock- und Corsettracht abgelegt habe und sich bade.

Die Marquise wurde übrigens als unbesoldete Palastdame dem Hofe eingefügt, und bald zeigte sich der ungeheure Einfluß der Günstlingin. Derselbe war hauptsächlich darauf gerichtet, das Leben des Fürstenpaares zu erheitern und Alles um dasselbe zu verschönern. Sie achtete es dabei gering, in die Aufgaben des Ceremonienmeisters zu greifen, auch höhere Ausgaben, wie bisher man sich erlaubt hatte, nicht nur vorzuschlagen, sondern auch zu machen. Sie ahnte nicht, daß sie sich dadurch Feinde erwerbe, welche in weite Kreise es hineintrugen, die neue Palastdame sei für das Land verderblich; denn sie sei der Grund großartiger Verschwendung, welche die Kräfte des Landes aufzehre.

„Man muß diese moderne, tugendhafte Pompadour stürzen," war die geheime Meinung der Staatsbeamten fast aller Schattirungen; doch fand man dies gefährlich, so daß Keiner den ersten Schritt wagte.

„Mit jedem Tage kommt sie in höhere Gunst bei unserem erhabenen Fürstenpaare," seufzte der Minister Graf von Saldern zu seinem Neffen; „der Flügel des Schlos-

ses, den diese Donna Bella bewohnt, ist jetzt so innig mit den Apartements Ihrer Durchlaucht verbunden, daß die beiden Wohnungen eigentlich nur eine bilden. Man hat den Gang wieder eröffnet, der seit der Ermordung des Grafen von Holla vermauert war."

„Das ist eine schlechte Vorbedeutung für die Dame," äußerte der Neffe, der Officier in der Garde war.

„Wie meinst Du das?" fragte der Minister und schaute den Sohn seiner Schwester von der Seite beobachtend an.

„Das ist sehr einfach," antwortete der Gefragte; „Graf von Holla war der Günstling der Fürstin Karoline, bei der er zu jeder Zeit ungehindert Zutritt besaß. Es wurde, um ihm denselben zu erleichtern, der dunkele Gang angelegt, welcher aus dem Seitenflügel des Schlosses, den Holla bewohnte, und den die Palastdame inne hat, zu den fürstlichen Gemächern führt. Am Abend des dritten Octobers 1783 nun wurde Holla, der so eben von der Fürstin kam, in dem Gange ermordet und seiner Herrschaft ein Ende gemacht."

Der Minister zuckte die Achseln. „Du erzählst alte Geschichten. Seit jener Zeit ist Alles anders geworden. Oder willst Du etwa die meuchelmörderische Hand an die Marquise legen?"

Der Neffe trat bestürzt zurück; unwillig versetzte er: „Ich heiße Hochstetten und bin Soldat. Mein Degen würde den Bravo, der gegen dieses schöne Weib den Mordstahl zückte,

durchbohren. Als Sie von der Eröffnung des Mordganges sprachen, und ich dies eine schlechte Vorbedeutung nannte, meinte ich nur, daß der höchsten Gunst der jäheste Sturz zu folgen pflege. Mord! O pfui, Onkel! Mir solchen Gedanken nur nahe zu legen!"

Graf Saldern nickte ihm zustimmend; dennoch wäre es dem Minister lieb gewesen, wenn dieser Blutegel, wie er Bella nannte, eines Tages zu leben aufgehört hätte. „Du hast völlig Recht," sprach er, „den Mord zu verabscheuen; aber ich wollte, daß Jemand Ihren Durchlauchten die Augen über diese Donna Bella öffnete."

„Weshalb thun Sie das nicht selbst?" fragte Hochstetten.

„Ich habe einmal gegen die Verschwendung meine Aeußerungen zu thun gewagt," erwiderte der Minister; „aber kein Wort wird mehr über meine Lippen gehen. Die Antwort summt mir noch in den Ohren. Seiner Durchlaucht Worte trafen mich in die Seele."

„Und wie lauteten dieselben?" fragte der Neffe.

„Seine Durchlaucht erhob sich und trat dicht an den Tisch, wo ich saß," erzählte der Gefragte; „Saldern," sagte er, „Sie meinen, wir wären so arm, daß wir der Kunst und Wissenschaft entsagen müßten, und daß das verschönernde Princip uns fern bleiben sollte; ich aber gebe Ihnen die Versicherung, daß dann auch Anderes fällt, und daß ich den überflüssigen Troß der Beamten streichen werde. Baron von Werden erblaßte und äußerte, Seine Durchlaucht habe

keine Besorgnisse zu hegen, ich sei nur ein Wenig ängstlich, und er stimme völlig zu, daß die Kunstschätze, welche sich hier vereinzelt fänden, gesammelt würden, und ihnen ein Director vorgesetzt werde."

„Ah, das war also vorgestern bei der Berathung über den Herrn Gontram Wulfen, dessen Ernennung zum Kunstdirector das heutige Amtsblatt anzeigt?" bemerkte Hochstetten. Der Oheim bejahte seufzend.

„Wer ist dieser Wulfen?" fragte der Officier.

„Ein Geschöpf dieser Belladonna," antwortete der Minister.

„Bravo! Bravo! Onkelchen, das war sehr gut gesagt," lachte der junge Mann; „Belladonna, nicht Donna Bella! Ein guter Witz, den ich in Commission nehmen werde. Die Marquise eine Giftpflanze! Vortrefflich! Alle Welt wird dem Wortspiele applaudiren, sie wird den Namen niemals wieder verlieren. Brillant, lieber Onkel!"

Der Minister war keineswegs mit der Begeisterung seines Neffen zufrieden. Er schalt ihn unüberlegt. Es könnte über Den ein strenges Gericht hereinbrechen, welcher Dergleichen in die Welt schreie. Er habe sich versprochen und leugne überhaupt die Urheberschaft.

Der Neffe klopfte dem Unwilligen auf die Schulter und meinte, das sei ihm doppelt lieb; er werde den Witz usurpiren. Vergebens warnte der Minister ihn nochmals; der junge Officier eilte von ihm fort, um in der nächsten Wein-

stube von der Marquise Belladonna zu sprechen, und kaum waren vier Stunden verstrichen, als die Stadt sich von der Belladonna des Hofes erzählte. Bis in die höchsten Kreise drang das Wort, und selbst die Ohren der Marquise mußten es vernehmen.

Bella lächelte dazu, nicht also Wenzel und Julie, die im hohen Grade darüber empört waren.

„Das soll dem Witzbold nicht ungestraft hingehen," versicherte der Fürst, und Julie bestärkte ihn darin, indem sie sagte, es sei eine Feigheit, sich gegen eine Dame, welche nur das Wohl des fürstlichen Paares im Auge habe, eine solche Beleidigung zu erlauben.

Wenzel ließ den Oberceremonienmeister Baron von Werden rufen und trug ihm auf, den Urheber der beleidigenden Benennung zu ermitteln. Werden zuckte die Schultern und machte aufmerksam, daß die Urheberschaft schwer festzustellen wäre, goß aber dadurch nur Oel in das Feuer. Wenzel drohte mit seiner Ungnade und äußerte, daß er keine Diener werde gebrauchen können, welche ihm auffällig widerstrebten.

Ein solches Wort genügte, um den Baron auf die Jagd des Uebelthäters zu bringen, und ehe noch der Abend sich auf die Residenz herabsenkte, kam der Oberceremonienmeister Baron von Werden in das Schloß zurück, um den Hauptmann von Hochstetten, den Neffen des Staatsministers von Saldern, als Urheber des verpönten Wortes zu bezeichnen.

„Ein Officier meiner Garde so wenig Cavalier und ritterlich!“ rief der Fürst unwillig und ließ Hochstetten zu sich entbieten.

Der Befehl wurde dem jungen Officier gebracht, als er sich wieder bei seinem Oheim befand. „Ich habe Dich auf die Gefahr aufmerksam gemacht,“ äußerte der Minister; „warum hast Du mir nicht gefolgt?“

„Pah,“ meinte der Hauptmann; „man wird mich nicht fressen, — entschuldigen Sie, mon oncle, ich habe verspeisen sagen wollen.“ Trotzdem begab er sich mit klopfendem Herzen auf das Schloß, wo er sogleich vor Wenzel gelassen wurde.

Er fand den hochgewachsenen, hageren Fürsten mit gerötheten Wangen in seinem Cabinet, welches auch eine Bibliothek genannt werden konnte. Wenzel war wie gewöhnlich in bürgerlicher Kleidung und trug die Brille auf der Nase; aber die Blicke der braunen Augen wurden durch die Gläser nicht gemildert. Auch seine Stirn drückte Unwillen aus.

„Hauptmann von Hochstetten,“ redete er den Eintretenden an; „bilden Sie sich ein, ein witziger Kopf zu sein? Antworten Sie, mein Herr!“

„Nein, Euer Durchlaucht,“ antwortete der Officier nach einer Pause.

„Gut, daß Sie zu dieser Selbsterkenntniß gekommen sind,“ fuhr der Fürst fort; „denn ein Wortspiel ist noch kein

Witz, wohl aber eine uncavaliermäßige Handlung, wenn es gegen eine hochachtbare Dame gerichtet ist, und wenn man so wenig witzig ist, es nicht unterdrücken zu können.“ Das Blut strömte bei diesen Worten dem jungen Mann zu Kopf und sodann zum Herzen. Er wurde glühend roth und dann leichenbleich. Der Fürst bemerkte das nicht, sondern fuhr fort: „Da glauben die Herren von Adel sich wohl sicher, zumal wenn sie die Uniform tragen, daß die beleidigte Dame keine Satisfaction fordern kann, und vergessen, daß es doch vielleicht einen Mann giebt, der dergleichen Streiche zur Verantwortung ziehen kann.“

Hochstetten war es, als schwanke der Boden unter seinen Füßen, als drehe sich das Zimmer im Kreise um ihn, als könne er kein Wort hervorbringen, da er dem Ersticken nahe sei. Endlich drangen die Laute hervor: „Tödten Sie mich; aber beschimpfen Sie mich nicht, Durchlaucht.“

„Sie werden morgen erfahren, was ich über Sie beschließe,“ sagte Wenzel und wies auf die Thür. Hochstetten schwankte hinaus und eilte zu dem Hause seines Oheims zurück, als wäre er berauscht.

Saldern erschrak über sein Aussehen und fragte ihn, was es gegeben habe.

„Mir droht Entehrung!“ stieß der Officier heraus; „Belladonna wird für mich todtbringend sein.“

Der Minister trat zurück. „Nein, nein,“ äußerte er,

„das wird nicht der Fall sein, — ich werde es verhindern. Vertraue auf mich, lieber Junge."

Der Hauptmann erholte sich auf Zusprache seines Oheims, der ihm Zuversicht wieder in das Herz goß. Dann beeilte sich der Minister, noch am Abend die Palastdame aufzusuchen. Er fand sie bereit, um sich zum Souper des fürstlichen Paares zu begeben. Sie sprach ihre Verwunderung aus, ihn noch so spät zu sich kommen zu sehen.

„Ich muß Ihr Fürwort, Frau Marquise, erbitten," sagte der Minister.

„Mein Fürwort? Und in welcher Sache?" fragte sie.

„Sie sind durch ein Bonmot tief beleidigt worden," bemerkte er. „Man hat die Bezeichnung, wie Seine Durchlaucht Sie zu nennen beliebt, umgewendet. —"

„— und mich auf diese Weise zu einer Giftpflanze gemacht," äußerte sie; „wissen Sie, wer das gethan hat?"

„Allerdings, es ist mein Neffe gewesen, der sich aber —" antwortete er. Die Marquise unterbrach ihn lachend: „Excellenz, entschuldigen Sie ihn nicht, er ist entschuldigt. Beim Wein spricht man Manches, was man sonst nicht verantworten könnte, wie viel weniger ein Scherzwort."

„Seine Durchlaucht betrachtet jedoch die Sache anders," bemerkte der Minister. Bella lächelte dem alten Herrn die Besorgnisse fort, indem sie versprach, sich bei dem Fürsten für den Hauptmann zu verwenden.

Der Minister hatte die Palastdame noch niemals so lie-

benswürdig gefunden; er kehrte in begeisterter Stimmung heim und trank sogar auf das Wohl Belladonna's, der er wohl Unrecht gethan habe.

Trotzdem schwebte Hochstetten in Besorgniß, die aber gehoben wurde, als Wenzel ihn am folgenden Tage kommen ließ und ihm verkündete, er habe auf Ersuchen der gekränkten Dame von seiner Bestrafung Abstand genommen, erwarte aber, daß der Hauptmann sich zu der Marquise begebe und der edlen Fürsprecherin danke. Entzückt eilte er, der Weisung folgend, in den Flügel des Schlosses, den Bella bewohnte.

Die Marquise nahm seinen Besuch sogleich an und empfing ihn in so guter und liebenswürdiger Stimmung, daß der Officier von ihr eben so entzückt wurde wie der Oheim am vergangenen Abend.

„Sie ist eine Himmelsblume," rief er, als er die Wohnung der Palastdame verließ, „und ich habe sie, diese schöne, herrliche Frau, Belladonna genannt. Wahrhaftig! Jeder soll mir vor die Klinge, der das Wort wiederholt. Ich bin ihr das schuldig, ich muß die Beleidigung aus der Welt schaffen." Es gelang ihm nicht; im Gegentheil wurde die Bezeichnung für die Marquise von Garten und Hallenstein immer allgemeiner. Man hütete sich, den Neffen des Ministers das ominöse Wort hören zu lassen; war er doch als ein furchtbarer Pistolenschütz und Degenführer bekannt neben sich, um sich, vorn und hinten hätte er es hören kön-

nen. Von Belladonna sprachen die Hofbeamten und die selbstständigen Bürger, die sich sonst um den Hof wenig bekümmerten, das Militär und der Arbeiter, und Alle vereinigten sich in ihrem Hasse gegen ein Weib, das sie nicht kannten.

VI.

Der Museendirector.

Cordelia von Zehdenick stand am Fenster und blickte auf das Marktgewühl, ohne eigentlich auf die bunten Gruppen zu achten, welche sich dort zeigten, und die Landleute, welche zur Stadt gekommen waren, um den Residenzlern ihre Waaren anzubieten und zu verkaufen, oder auch bei den Buden dieses und jenes zu erhandeln. Cordelia's Gedanken waren mit etwas Anderem beschäftigt, um selbst zu sehen, wie ein fürstlicher Wagen durch das Gedränge sich langsam wand, obgleich die allgeliebte Fürstin und die allgehaßte Palastdame darin saßen. Sie bemerkte nicht, wie man grüßte und hinter dem Wagen herdrohte. Die Grüße galten Julia, die geballten Fäuste Belladonna.

Es verlohnte sich wohl, die Beiden zu sehen, die sympathische blonde Fürstin, über welche die Jungfräulichkeit ihren Segen ausgesprochen hatte, und die königliche Schönheit der Marquise von Garten und Hallenstein; aber Cordelia von Zehdenick hatte dafür keine Augen.

Da legte sich die Hand der Mutter auf ihre Schulter,

so daß sie über die unerwartete Berührung erschrak, als habe man ihre verborgensten Geheimnisse entdeckt. Das frühere, glückliche Lächeln, das um ihren Mund geruht hatte, war verschwunden; es war, als habe sie ein Medusenhaupt und nicht das ihrer Mutter erblickt. Diese bemerkte jedoch Cordelia's Schreck nicht, sondern rief im erregten Tone: „Kind! Kind! Weißt Du, was sich zugetragen hat? Nein, Du kannst es nicht ahnen. Bei Gott, Du kannst es nicht ahnen, — ich will darauf schwören."

„Mamachen, was giebt es?" fragte Cordelia schüchtern.

„Siehst Du, ich habe es ja gesagt, daß Du nichts ahnst," versetzte Amalie von Zehdenick; „denke Dir, Halvar, der Proletarier, hat um Deine Hand beim Papa anzuhalten gewagt." Ueber Cordelchen's Antlitz flammte eine helle Röthe.

„Und was hat Papa ihm erwidert?" fragte sie zaghaft.

„O, was denkst Du? Dein Vater ist aus altem Geschlecht wie auch ich," antwortete Amalie; „die Zehdenick wie die Poggenberg haben niemals eine Mesalliance geschlossen. Unsere Ahnen reichen weit, weit hinauf bis in die Zeiten der Kreuzzüge."

„Im Grunde bis zu Adam," ließ Cordelchen einfließen; ein strafender Blick der Mutter deutete an, daß die Bemerkung der Tochter dem Sinne Amaliens nicht entsprach. „Dein Papa," äußerte sie, „hat also ihm angedeutet, daß wir nicht einem Manne wie Halvar unser Kind gäben, wir

hätten über Dich schon verfügt, Du selbst seiest schon Braut. Hast Du verstanden?"

„Mit Erlaubniß, Mama, das ist ja aber nicht wahr, das ist schändlich — ersonnen!" rief Cordelia, der das Weinen nicht allzu fern war.

Amalie war über den Ausbruch des töchterlichen Unwillens bestürzt. „Cordelia!" tönte es aus ihrem Munde; „Cordelia! Was muß ich vernehmen?"

„Ich denke, daß ich nicht lüge, wenn ich das Alles als Unwahrheit erkläre," ließ sich das hübsche Kind vernehmen; „oder habt Ihr wirklich ohne mich über meine Hand verfügt? Dagegen muß ich Einspruch thun."

„Cordelia, dieser Ton ist durchaus nicht passend!" Die mütterliche Ermahnung fiel aber dieses Mal auf völlig unfruchtbaren Boden. Das Mädchen schien seine schüchterne Natur völlig aufgegeben zu haben, sie setzte der Mutter den energischsten Widerstand entgegen. „Ich werde niemals einem ungeliebten Manne meine Hand reichen, und wenn Papa mich auch verstoßen sollte," rief sie. „Ich weiß, daß ich meinen Eltern Gehorsam schuldig bin; aber Alles muß seine Grenzen haben. Auch ein Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird." Mit den Worten verließ sie das Zimmer, um nach ihrem Stübchen zu eilen. Wäre sie noch eine Minute länger geblieben, so würde Frau Amalie von Zehdenick die hervorbrechenden, verrätherischen Thränen ihrer Tochter gesehen haben.

Cordelia riegelte die Thür hinter sich ab, warf sich auf den an ihrem Bettchen stehenden Lehnstuhl und verbarg ihr Angesicht in das Taschentuch. Sie weinte herzinnig und herzerleichternd. Nach einer halben Stunde stand sie auf und setzte sich an ihren Schreibtisch. Es war der erste Brief, den sie jetzt an Halvar schrieb. Hätten die Eltern ihn gesehen, würden sie sich wahrscheinlich entsetzt haben; denn sie ahnten nicht, daß hinter ihrem Rücken ein Liebesband gesponnen war.

Seitdem Dr. Albert Halvar das blonde Köpfchen an einem Fenster des Zehdenick'schen Hauses gesehen hatte, war er öfter bei diesem vorbeigegangen, hatte er öfter hinaufgegrüßt. Dann hatte er sie im Schloßgarten getroffen, — und zwar an einem abgelegenen Orte, — er hatte sie angeredet, ihr die Hand geküßt und gedrückt. Sie waren sich darauf mehrere Male ganz zufällig begegnet, — wieder an stillen Plätzen des Parkes, wohin sich sonst selten ein Fuß verirrte.

Er hatte ihr schließlich mitgetheilt, daß er bei dem Vater um ihre Hand anhalten werde, und daß er eine abschlägige Antwort zu erhalten nicht fürchte. Er hatte sie dennoch davon getragen, und jetzt schrieb ihm Cordelia, daß er deshalb den Muth nicht sinken lassen möge. — Ein ähnlicher Brief von Halvar war für sie schon unterwegs.

Daß Cordelia Stunden ungestört zubringen konnte, hatte seine Ursache in dem Besuche eines Mannes, der am Abend

vorher in der Residenz eingetroffen war und sein Quartier in dem Gasthofe zum braunen Bären genommen hatte. Er war hoch gewachsen, besaß braunes Haar und braune Augen, eine gebogene Nase und eine Jupiterstirn, einen starken Schnurrbart und wundervoll geschweifte Brauen, lange Wimpern und rothe Wangen, die auf Gesundheit deuteten, wie seine Bewegungen Muskelkraft und Geschmeidigkeit ausdrückten. Er mochte fast vierzig Jahre sein.

Als der Kellner ihm das Fremdenbuch vorgelegt hatte, war ein unbeschreiblicher Blick seine Antwort gewesen. Er hatte die ihm gebotene Feder ergriffen und mit gewaltigen Buchstaben Namen eingeschrieben, welche der Polizei zu denken gegeben hätten.

„Rinaldo Rinaldini, Capitano, aus den Abruzzen in Italien.“

„Mein Herr,“ hatte der Wirth gesagt; „Sie haben sich einen Scherz gemacht, indem Sie einen Räubernamen in mein Fremdenbuch geschrieben haben.“

„Warum treiben Sie auch mit Ihren Gästen Scherz,“ lautete die Antwort, „daß Sie eine solche antediluvianische Einrichtung wie ein Fremdenbuch besitzen! Lassen Sie mir lieber rasch ein Souper mit einer guten Flasche Rheinwein, — aber keinen Krätzer, — vorsetzen; denn ich bin hungrig und müde. Die Neugier ist eine schlechte Eigenschaft der Gasthofsbesitzer.“

Der Wirth stammelte Entschuldigungen, zog sich zurück

und kehrte in Begleitung des Kellners mit dem geforderten Abendessen und Wein zurück.

„Mein Herr," sagte der Fremde zu dem Wirth, „wenn es Ihre Zeit erlaubt, so bitte ich, mir Gesellschaft zu leisten; ich bin es nicht gewohnt, allein zu trinken. Ist der Rheinwein saurer, als er sein muß, wird dies Ihre gerechte Strafe sein. Setzen Sie sich."

Es lag etwas in der Art und Weise des Fremden, dem der Eigenthümer des braunen Bären nicht Widerstand leisten konnte, obgleich er sich gern demokratischer Grundsätze rühmte und oftmals geäußert hatte, weder der Kaiser von Marocco noch sonst eine Größe setze ihn in Verwirrung.

Der Fremde schenkte den Wein ein, kostete und stieß mit dem Anderen hierauf an. Er nehme es als günstige Vorbedeutung, sagte er, daß das erste Glas Wein in X. gut sei, womit er freilich nicht ausdrücken wolle, daß er nicht schon besser getrunken habe. Durch die Lobeserhebung war der Wirth gewonnen worden und bald in dem besten Fahrwasser des Geschwätzes, während der Andere sich die Speisen schmecken ließ. Auf diese Weise erfuhr er, daß das Fürstenthum zwei Parteien hege, von denen die des Hofes sich der Erbfolge des Prinzen Emil zuwende, während das Volk hauptsächlich anderer Ansicht sei.

„Was ist Fürst Wenzel für ein Mann?" fragte der Fremde.

„O, der ist kein Particularist," war die Antwort; „er

und der Cabinetsrath Halvar wollen nichts von dem Hofe zu D. und dem Prinzen Emil wissen, sie sind auch keine solche Soldaten wie der Prinz."

„Am Hofe befindet sich ja auch wohl die Marquise von Garten?" fragte wiederum der Fremde. Der Wirth bejahte, diese sei das Unglück des Landes.

„Sie ist doch erst so kurze Zeit hier," meinte der Andere.

„Viel zu lange für uns," lautete die Entgegnung; „sie hat am Hofe Alles in Confusion gebracht. Man nennt sie nur Belladonna, während der Fürst sie Donna Bella heißt. Haben Sie verstanden? Belladonna!"

„Sie ist wohl die Geliebte des Fürsten?" forschte Jener.

„Nein, man sagt sich, sie sei die keuscheste Frau und die Jugendfreundin der Fürstin Julie," antwortete der Wirth; „aber deshalb ist ihr verderblicher Einfluß nicht geringer. Seit sie hier ist, hat sie das Unterste zu oben gestellt. Alles ist verwandelt. Sie hat keinen Freund, diese Belladonna."

„Die Marquise muß eine eigenthümliche Frau sein," dachte der Fremde; „wie ganz anders hat Brand sie mir geschildert, als man hier vernimmt, wo noch Fremdenbücher den Reisenden vorgelegt werden. Man klagt sie der Verschwendung an, vielleicht weil sie etwas Höheres kennt, als nur sich mit dem Nothwendigen zu behelfen, weil sie die Kunst hier einführen will. Keinen Freund zu besitzen, das ist traurig, — und wenn Fürst Wenzel plötzlich stirbt, dann

sogar gefährlich. Das wäre also meine Stütze. Gebrauche ich denn überhaupt eine Stütze? Schwankt hier der Boden, so brauche ich ja nur den Staub von meinen Schuhen zu schütteln und fortzuziehen. Außerdem kann ich hier nützen. Sie soll eine schöne Frau sein. Was versteht dieser Gastwirth von Schönheit!"

Mit diesen Gedanken suchte er auch das Bett auf, um einen langen und gesunden Schlaf zu thun. Am folgenden Morgen ersuchte er den Wirth, ihm einen Lohndiener mitzugeben, der ihm die Sehenswürdigkeiten der Residenzstadt zeige. Der Eigenthümer des braunen Bären sah den Fremden erstaunt an und gestand ihm endlich, daß das Institut der Lohndiener hier nur dem Namen nach bekannt sei. Auch kenne er keine Sehenswürdigkeiten als einige Kirchen und das Schloß mit seinem weitläufigen Park, die aber geschlossen seien.

„Giebt es denn hier kein Museum?" fragte der Andere.

„Nein," antwortete der Wirth; „wozu gebrauchen wir auch ein Museum? Da ist freilich ein Director ernannt; aber das ist auch so eine Idee von Belladonna gewesen. Wir haben mehr zu thun, als in ein Museum zu gehen. Ich sage Ihnen, mein Herr, bei uns ist herzlich wenig zu finden."

„Jedenfalls geben Sie mir einen Kellner oder Burschen auf meinen Weg," bemerkte der Fremde; „ich habe einige Besuche zu machen."

„Ah," lachte der Wirth, „Sie sind Reisender. In welchem Artikel?"

„In bunter Leinewand," lautete die Antwort.

„Nehmen Sie Proben mit sich?" fragte der Wirth; aber der Andere erklärte, daß er das nicht nöthig habe. Er sei schon genügend eingeführt. Auf diese mit Selbstgefühl gesprochene Erklärung beugte sich der Wirth ungemein tief und wünschte den Namen des Hauses zu wissen, für das er Geschäfte mache. — „Ich bin hier in Sachen Kunst und Compagnie," bemerkte der hochgewachsene Fremde, legte helle Handschuh an und setzte den feinen Hut auf den Scheitel. „Eilen Sie sich, Herr Wirth, und schaffen Sie mir einen Führer." Diese letzten Worte waren in einer Weise gesprochen, welche ihren unmittelbaren Erfolg hatte. In wenigen Minuten war der Führer zur Stelle.

Vor der Thür des Gasthofes befahl der Fremde, welcher in Sachen Kunst und Compagnie reiste, ihn zu dem Geheimrath von Zehdenick zu geleiten. Dort angekommen, erfuhr er, daß der kleine Herr erst um zwei Uhr von seinem Bureau zurückkehre. „Das ist in drei Stunden," äußerte der Fremde, sah nach der Uhr und fuhr fort: „Ich werde in der Zeit hier sein."

Er hielt auch Wort und stand um zwei Uhr im Vorzimmer.

„Der Herr Geheimrath ist zwar zu Hause, aber nicht zu sprechen," meinte der galonnirte Diener.

„Der Herr Geheimrath wird zu sprechen sein. Bringen Sie ihm meine Karte; mein Name ist Gontram Wulfen.“ Der Diener zuckte die Achseln.

„Ich darf Niemanden melden,“ bemerkte er; „der Herr Geheimrath ist sehr übler Laune. Es würde auch für Sie nicht vortheilhaft sein.“

„Trotzdem werden Sie mich melden,“ versetzte der Andere ruhig.

„Nein, im Gegentheil muß ich Sie bitten, sich zu entfernen.“

Das schien für die Geduld des Anderen zu viel; er trat auf den Diener zu und faßte dessen Arm. „Sie werden mich melden, oder ich mache Sie für die Folgen verantwortlich. Haben Sie mich verstanden?“

Der Diener entfernte sich, kehrte aber bald mit dem Bescheide zurück, der Herr Geheimrath von Zehdenick lasse sich entschuldigen, er sei zu empfangen nicht im Stande. Dienstangelegenheiten würden auch nicht in der Privatwohnung erledigt. Die Antwort schien Gontram Wulfen im höchsten Grade zu erregen.

„Das ist arg,“ rief er. „Heut Vormittag will der Herr im Bureau Niemanden empfangen und jetzt im Hause nicht. Sagen Sie ihm, Gontram Wulfen, der Museendirector begebe sich zu der Marquise von Garten und nach dieser zu dem Fürsten, um Klage zu führen. Mir ist die Zeit mehr

als Gold, und habe ich sie nicht an Bureaubeamte mit oder ohne Adel fortzuwerfen.

Das waren Worte, die dem Bedienten imponirten; er bat, eine Minute zu verziehen, und eilte noch einmal in die inneren Gemächer. Nach einiger Zeit kam er wieder heraus und forderte den Herrn Director Wulfen auf, einzutreten; der Geheimrath sei aber sehr aufgeregt. Die letztere Mittheilung schien für Wulfen gar keine Bedeutung zu besitzen.

Zehdenick empfing den Besuch in der ungnädigsten Stimmung. Die kleine, beleibte Figur trat mit den hochgezogenen Augenbrauen vor den Eintretenden hin. „Mein Herr," schrie er, „wissen Sie nicht, daß ich Ihr Vorgesetzter bin, und wie Sie sich gegen diesen zu benehmen haben?"

„Mein Herr," lautete die Antwort, „ich weiß, daß ich mich an Sie zu wenden habe; daß Sie oder sonst ein Bureaubeamter mein Vorgesetzter sind, ist mir völlig unbekannt, und würde ich unter solcher Bedingung auch die Stelle als Museendirector nicht annehmen."

„Mein Herr, wer sind Sie, daß Sie also zu mir zu sprechen wagen," schrie der Geheimerath, wie ein Krebs so roth im Antlitze, ohne den Andern in Schrecken zu setzen. Im Gegentheil spielte ein Lächeln um dessen Lippen. „Ein Mann," lautete seine Antwort, „der Alles nur seiner eigenen Kraft und nichts seiner Geburt verdankt. Wer Sie aber sind, werde ich mir durch Seine Durchlaucht sagen lassen."

Gontram Wulfen wandte sich der Thür zu; aber jetzt hielt ihn der Geheimrath zurück. Zehdenick hatte zu schrecken gehofft, aber das Gegentheil hervorgebracht; er selber fühlte sich nicht sicher.

„Herr Director," lenkte er ein, „ich denke, daß es nicht nöthig ist, also, nachdem Sie bis zu mir, der ich unpäßlich bin, gedrungen sind, wieder zu gehen. Wären Sie morgen gekommen, würden Sie mir willkommener gewesen sein; doch auch jetzt werde ich Ihnen Rede stehen. Darf ich jetzt um Ihr Anliegen fragen?"

„Mein Anliegen ist zu complicirt, als daß ich einen Kranken damit belästigen sollte," erwiderte Wulfen; „ich werde mich deshalb kurz an den Fürsten wenden."

„Also angegriffen bin ich nicht, daß ich schließlich Ihnen nicht Aufschluß geben könnte. Wollen Sie sich nicht wenigstens setzen." Zehdenick wies bei diesen Worten auf einen Sessel. Gontram zögerte noch; doch jetzt eilte Amalie ihrem Ehegatten zu Hilfe. Der Beiden Anstrengungen gelang es, den neuen Director der Museen, welche erst gebildet werden sollten, zurückzuhalten. Bei diesem Zusammensein wurden viele Worte gemacht, welche Wulfen jedoch nur überzeugten, daß der Geheimrath weder von der Kunst, noch von der Aufgabe, welche dem neuernannten Director zufiel, das Geringste verstand. Dagegen versprach derselbe, den Maler schon am folgenden Tage dem Fürsten vorzustellen.

Als sich Wulfen entfernt hatte, und die beiden Gatten allein waren, bemerkte Amalie: „Ein sehr unangenehmer Plebejer."

„Noch unangenehmer als der Cabinetsrath," stimmte Zehdenick bei.

„Der muß auffliegen," meinte Amalie.

Der Geheimrath seufzte. „Dasselbe haben wir auch von diesem Halvar gesagt, und jetzt sitzt der Zeitungsschreiber fest, daß er um unsere Tochter zu freien wagt. Zeitungsschreiber und Maler! Was soll aus unserem Hofe werden? Das ist noch nie dagewesen, zumal hier!"

„Ich hoffe, daß die Unverschämtheit diesen Wulfen stürzt."

„Ich wollte es wünschen; aber ich fürchte, dieser Museumdirector ist noch gefährlicher als der Zeitungsschreiber," seufzte der adelige Geheimrath.

VII.

Gontram Wulfen.

„Was nun anfangen?" fragte sich Gontram Wulfen, als er das Haus des Geheimrathes Zehdenick verlassen hatte. „Eine kleine Stadt, in der man keine Bekannte und keine Beschäftigung besitzt, ist entsetzlich langweilig. Die Kirchen habe ich besucht; es ist darin nichts von Bedeutung zu sehen: mittelmäßige Altarbilder, schlechtere

Sculpturen, Pfuscharbeiten. Nachmittagsconcerte giebt es nicht. Das Beste wäre, ich begäbe mich zum braunen Bären zurück und streckte mich auf die Bärenhaut, wie das unsere Ahnen gethan haben sollen. Das Nichtsthun soll süß und köstlich sein; leider bin ich es nicht gewohnt. Kann ich denn aber nicht arbeiten, nicht zeichnen? Giebt es zwei köstlichere Vorwürfe für den humoristischen Stift als den Bärenwirth und den kleinen Geheimrath mit der hohen, weißen Halsbinde und den beweglichen Brauen, zumal in Gesellschaft seiner hagern Gemahlin mit ihrer häßlichen, unaufrichtigen Freundlichkeit."

Während dieses Selbstgespräches hatte er unabsichtlich die dem Gasthofe zum braunen Bären entgegengesetzte Richtung eingeschlagen und befand sich jetzt dem Schlosse gegenüber. Es war ihm schon am Vormittag gezeigt worden, und er wußte nun, daß er fehlgegangen sei und umkehren müsse, wolle er zu dem Gasthofe, wo er Wohnung genommen hatte. „Nein," dachte er, „ich werde dies Fehlgehen als einen Wink des Schicksals betrachten, daß ich heute nicht zeichnen soll. Ich will in den Park zu kommen versuchen, er soll sehenswerth sein."

Er blieb, das Schloß betrachtend, stehen. Es war kein einheitlicher Bau, der einem ästhetischen Sinne besonderes Behagen bereitete; es schien in verschiedenen Zeiten je nach Bedürfniß entstanden zu sein. Jedenfalls war das Hauptgebäude, welches das fürstliche Paar bewohnte, am geschmack-

vollsten. Von ihm gingen nach der Straße zu und im rechten Winkel zwei Gebäude aus, von denen das eine der Marstall war; das andere ihm gegenüber diente der Schloßdienerschaft zu Wohnungen. Ein dritter Flügel, der von der Straße jedoch nicht sichtbar war, führte in den Park und wurde von der Marquise von Garten und Hallenstein bewohnt. Derselbe war eigentlich ein selbstständiges Gebäude und nur durch einen Gang mit dem kaum fünf Schritte entfernten Schlosse verbunden. Er hatte nur ein Stockwerk, aber die Keller waren so hoch, daß sie als Erdgeschoß hätten gelten können. Lange, lange Jahre hatte der Flügel verlassen gestanden, seine Fensterladen waren verschlossen gewesen, und das Gerücht ging, daß der ermordete Graf Holla hier umgehe und Niemanden dulde.

Eines Tages wurden jedoch die Fensterläden geöffnet, allerlei Handwerker waren beschäftigt, Maurer und Zimmerer, Tischler und Tapezirer, Anstreicher und Glaser, Töpfer und Drechsler. Anscheinend herrschte ein wildes Durcheinander, in dem sich ein schaffender Geist jedoch bald zeigte. Dieser trat in Gestalt einer majestätischen, schwarz gekleideten Dame auf, welche Alles anordnete und die einzelnen Arbeiten zur Harmonie führte. In acht Tagen bezog sie aber das Gespensterhaus, das völlig renovirt war, als Palastdame, die durch den dunklen Gang, der von einem Bogen getragen wurde, zu jeder Zeit die inneren Gemächer der Fürstin zu betreten vermochte, ohne daß die Dienerschaft oder die Wachen es ahnen konnten.

Als Bella sich zum ersten Male des Nachts dieses Ganges bediente, um sich in ihre Wohnung zu begeben, wollte Fürst Wenzel ihr leuchten, damit, — wie er scherzhaft äußerte, — ihr das Gespenst keinen Streich spiele. Die Antwort lautete: „Lassen Sie, Durchlaucht, den Ermordeten an mich ruhig herantreten, daß ich baldigst Freundschaft mit ihm schließen kann.“

Mit den Worten ergriff sie den Armleuchter und betrat ohne Zittern den Gang, in dessen Mitte der Graf Holla ermordet sein sollte. Hier sah sie sich um und schüttelte den Kopf; sie begriff nicht, wie der Mord hatte stattfinden können, wenigstens in der Weise, wie er ihr geschildert war. Der Günstling sollte hier in dem Augenblick, da er von der Fürstin kam, angegriffen und nach tapferer Gegenwehr niedergestoßen sein, ohne daß Caroline davon gehört hätte. Der Gang war aber so schmal, daß mehr als Einer, ohne daß die Mörder sich gegenseitig gehindert hätten, ihn nicht anfallen konnte. Nun sollte der Graf ein außerordentlicher Fechter gewesen und nur der Uebermacht unterlegen sein.

„Von einem Gefecht,“ sagte sie, „kann in diesem engen Raume nicht die Rede sein, man wird ihn ohne Widerstand gemeuchelt haben.“ Ein Haken, der sich in der Decke befand, fiel ihr in die Augen. „Könntest du, zweckloses Ding, erzählen,“ fuhr sie fort, „du würdest wichtige Aufschlüsse geben. Bist du denn aber so zwecklos? Pah, es verlohnt

sich, darüber nachzusinnen, keineswegs. Was kümmert mich dieser Haken?" — — —

Während Gontram Wulfen die Außenseite des Schlosses betrachtete und darüber sann, an wen er um die Erlaubniß, den Park zu betreten, sich wenden solle, erschienen zwei Damen zu Pferde, denen Diener in fürstlicher Livrée folgten; die eine von majestätischem Wuchse und Anstand, mit schwarzen Locken und regelmäßig schönen Zügen, die andere kleiner, von blonden Haaren und freundlichem Antlitz. Auf den ersten Blick erkannte Wulfen in ihnen vorzügliche Reiterinnen.

Sie wandten sich dem Schlosse zu und kamen also dicht bei Wulfen vorüber, der den Hut zog. Die Jüngere und Kleinere dankte leicht, die Andere bewegte sich nicht, als gelte ihr der Gruß nicht.

Auf dem Schloßhofe neigte sich Jene zu Dieser herüber und sagte ihr einige Worte, worauf die Größere einem Diener, der aus dem Schlosse trat und eine tiefe Verbeugung machte, einen Auftrag gab. Sogleich kam dieser auf Gontram zu und erkundigte sich im Namen der Fürstin, wie er heiße, und ob er ein Fremder sei. Wulfen gab ihm Antwort, er sei der Maler Gontram Wulfen und von dem Fürsten Wenzel nach X. berufen worden.

Der Diener überbrachte das den inzwischen abgestiegenen und in das Schloß getretenen Frauen, um alsbald wieder zu erscheinen und den Herrn Director zu bitten, daß er

näher treten möchte; die Frau Marquise von Garten und Hallenstein erwarte ihn. So war es, und Gontram stand nach wenigen Secunden Bella gegenüber, die ihn mit einem ernsten Blick musterte.

„Sie haben befohlen, gnädige Frau," begann der Maler das Gespräch.

„Ich wollte, mich nach Ihren Wünschen zu erkundigen, mir erlauben," erwiderte die Marquise.

„Sie sprechen von meinem jetzigen Wunsche?" lächelte Gontram; „der ist sehr einfach. Ich weiß, ehe ich das Amt, welches ich Ihrer Empfehlung wahrscheinlich verdanke, wirklich antrete, mit meiner Zeit weder aus noch ein. Somit bin ich auf einem Spazirgange begriffen und wollte mir die Erlaubniß erbitten, den fürstlichen Park besuchen zu dürfen. Ich überlegte eben, an wen ich mich wenden sollte, als ich das Glück hatte, Sie zu sehen, ehe ich noch meine officielle Visite gemacht habe."

Das Gespräch war im Fluß. Die Marquise bedauerte, daß sie ihm nicht Führerin sein könnte; denn die Fürstin erwarte sie. Sie werde aber sogleich einen Diener beordern. Gontram Wulfen widersprach dem; er werde sich nicht verirren, und daß er keine Zerstörungen begehe, möge sie sich überzeugt halten.

„Ganz nach Ihrem Wunsche," endete die Marquise das Gespräch.

Der Park war thatsächlich so schön, daß Gontram über

rascht wurde. Seine schattigen Alleen, seine sich schlängelnden Wege waren mit feinem Verständnisse angelegt. Da gab es Wiesenflächen mit herrlichen Bosquets, Lauben und Hecken und dann auch wieder wild romantische Partien. Hier Blumenanlagen und Statuen, gute Nachbildungen der Antike, dort Grotten mit Wasserkünsten, dann ein Teich oder ein Springbrunnen, und all diese Verschiedenheiten harmonisch geordnet.

„Wahrlich, dieser Park ist der Besichtigung werth," äußerte der Künstler. „Für jede Gemüthsstimmung ist Bedacht genommen." Er fragte einen ihm begegnenden Gärtnergehilfen, wer den Park eingerichtet habe. Ihm wurde die Antwort, daß das fürstliche Ehepaar die Entwürfe gearbeitet hätte. Der Parkinspector sei selbst von der Ideenfülle überrascht gewesen.

An einem murmelnden Wasserfall, der von künstlichen Felsen herabrauschte, streckte sich Wulfen auf eine Steinbank, die der Natur nachgebildet war, nieder, und unwillkürlich versenkte sich sein Sinn in die nebelgraue Vergangenheit. Stunden verflossen also. Da störte ihn ein Laut der Verwunderung, so daß er aufblickte und die Marquise von Garten, aber nicht mehr im Reitkleide, vor sich sah.

„Entschuldigen Sie, Herr Director," redete Bella ihn an, „daß ich Ihre Meditationen unterbrochen habe; ich hatte keine Ahnung, daß Sie an dieser Stelle, überhaupt noch m Parke weilten. Ich will nicht stören und Sie in einer

geistigen Arbeit unterbrechen; weiß ich doch, daß dies scheinbar unbeschäftigte Sinnen für den Künstler mehr Arbeit in sich trägt, als wenn er seinen Gedanken durch die That Ausdruck verleiht." Sie wollte sich zurückziehen; aber Wulfen verhinderte sie daran, indem er das Wort ergriff.

„Gnädige Frau," erwiderte er, „Sie haben mich nur aus dem dolce far niente aufgerüttelt, das meinen Geist der Gegenwart entführte und ihn in die Vergangenheit versenkte. Ich bin Ihnen dafür sehr dankbar; denn ich liebe dieses unfruchtbare Träumen nicht."

„Sie sind Realist?" warf sie ein.

„Allerdings, und zwar in einem Maaße, daß ich jenes träumerische Sinnen als Arbeit verneine. Der Maler, der anders, als indem er Crayon oder Pinsel in der Hand hält, zu schaffen vorgiebt, belügt sich in den meisten Fällen selbst. Ein Rafael, ein Rubens und jener gewaltige Geist, dem die Leinewand für seine Gedanken zu winzig erschien, Michel Angelo Buonarotti, würden auf jene poetische Ansicht von dem unthätigen Schaffen geantwortet haben: „Wir haben zu viel zu thun, um die Zeit nutzlos zu verbringen."

Die Marquise sah den Anderen erstaunt an, er bemerkte es.

„Entschuldigen Sie," fuhr er fort, „daß ich Ihnen widersprach; aber ich bin zum Höfling nicht geschaffen; der Sohn des Maurergesellen, der Anstreichergehilfe wollen sich in mir nicht verleugnen."

„Wie soll ich diese Worte verstehen?“ fragte sie.

„Sie sind keine Räthsel, sondern wie sie sind zu nehmen,“ antwortete er; „ich stamme aus einer Arbeiterfamilie und war in meiner Jugend selbst ein solcher, ja wäre es geblieben, hätte das Glück mir nicht gelacht. Doch das interessirt Sie nicht.“

„Im Gegentheil nehme ich an dem Lebenslaufe eines Mannes, den die Welt mit Recht bewundert, gern Theil, zumal wenn ich ihn aus seinem Munde erfahre,“ ließ sich die Marquise vernehmen.

„Ich spreche im Grunde von mir nicht gern,“ sagte Gontram Wulfen; „man kommt in Gefahr, nicht nur für selbstgefällig, ja coquet gehalten zu werden. Ich schwöre es Ihnen zu, daß ich weder das Eine noch das Andere bin, daß ich mir auch wenig darauf einbilde, mich aus dem Staube herausgearbeitet zu haben, wie die Redensart ja wohl lautet.“

„Und empfinden Sie darüber keine Selbstbefriedigung?“ fragte Bella nicht ohne einen Anflug von Ironie.

„Nun ja, wenn ich darauf blicke, wie ich mich redlich bemüht habe; doch nicht, wenn ich mich als Spielball des Schicksals oder der Vorsehung finde,“ antwortete der Maler; „ein Loth Glück wiegt einen Centner Verstand und Talent auf. Uebrigens war es durchaus kein Unglück, daß ich das Kind einer Arbeiterfamilie bin; ich lernte so arbeiten.“

„Ich bitte, erzählen Sie, — ich bin auf jedes Wort aufmerksam.“

Gontram neigte sich vor der Dame und breitete in einfachen Worten sein Leben vor ihr aus.

Er war der Sohn eines Maurers, der seine Frau verlor, als der Knabe noch nicht sieben Jahre alt war. Der Verlust beugte den kräftigen Mann tief nieder, so daß es lange Zeit dauerte, ehe er sich wieder aufrichtete; verheirathet hatte er sich niemals wieder. Die Erziehung, welche Gontram zu Theil wurde, war daher einseitig und vernachlässigt, da der Vater, durch seine Beschäftigung außer dem Hause abgehalten, keine Aufsicht über den Buben führen konnte.

Gontram verwilderte und war in der Schule, welche er besuchte, trotz väterlicher Prügel bei Censuren oder Beschwerden der Lehrer einer der faulsten und nichtsnutzigsten Bänkedrücker. „Ich will Maurer werden, wie es mein Vater ist. Dazu brauche ich mir den Kopf nicht zu beschweren,“ waren seine Gedanken. Bald fühlte der Vater, daß er bei dem Jungen nicht durchdringe, und übergab den ungerathenen Buben dem Bruder der verstorbenen Frau, einem Anstreicher, Stuben- und Schildermaler, wie er sich nannte.

Onkel Gottfried bildete sich nicht nur viel auf seine Kunst ein, sondern meinte auch, daß er Alles verstehe, mithin auch die Erziehung eines verwahrlosten Buben. Sicher wäre Gontram bei ihm gänzlich zu Grunde gegangen, wenn

der Onkel nicht eine Tochter besessen hätte, die mit dem in die Lehre genommenen Neffen sich in einem Alter befand, und in die der zuchtlose Bursche sich verliebte. Das war sein Glück; denn von diesem Puncte an schrieb sich die Umkehr Gontram's her.

Henriette, — so hieß das Mädchen, — hatte Manches in der Schule gelernt, wovon der Vetter keine Ahnung besaß. Sie zuckte über ihn und sein Ungeschick die Achseln. Das war ein Antrieb für ihn, nicht hinter ihr zurückzubleiben. Er wurde fleißig und rechtfertigte das Wort, das er ihr gesagt hatte: „Wenn ich will, kann ich Alles, was Ihr könnt."

Ein weiterer Glücksumstand, wie es der Erzähler nannte, war eine Krankheit, welche ihn an das Haus fesselte, und in der er eifrig studirte. Er war noch nicht völlig genesen, als sein Meister und Oheim einen Auftrag erhielt, der ihm viele Sorgen machte; es war dies ein sogenanntes Budikerschild, auf dem ein Trinker dargestellt werden sollte. Die Attribute eines solchen Schank- und Speisegeschäftes wie der angeschnittene Schinken, die Wurst, das Bierglas waren dem Meister geläufig; aber einen Menschen hatte er noch nicht dargestellt. Er lief in einen Laden, in dem Bilderbogen verkauft wurden, und kaufte sich einen solchen als Vorlage. Aber auch mit dem Copiren wollte es ihm nicht glücken. Gontram hatte dem Meister bei seinen Versuchen

zugeschaut und ersuchte ihn endlich, ihm die Arbeit zu überlassen.

„Dir? Einfaltspinsel!“ rief der Oheim. „Meinst Du etwa zu können, was mir schwer wird? Bist kaum eine Thür zu streichen gut.“

Auch Henriette spottete über Gontram's Bitte. Am Nachmittag war der Meister auf einem Bau beschäftigt, und seine Tochter zu der Geburtstagsfeier einer Freundin ausgegangen. Das benutzte der jetzt sechszehnjährige Bursche und ergriff die Kohle.

Als der Meister nach Hause kam, stand der Trinker auf dem Schilde, so daß jener fast an Hexerei glaubte. „Junge, das hast Du wirklich fertig bekommen?!“ schrie er; „dann steckt doch mehr in Dir als dumme Streiche. Freilich hast Du es Dir verdammt leicht gemacht, und das Bierglas müßte besser sein; aber für den Anfang ist es recht brav, wirklich recht brav.“

Auch Henriette lobte ihn, als sie nach Hause kam und das Bild anschaute. So seelig war Gontram noch niemals eingeschlafen.

Nicht nur in der Malerfamilie hatte das Bild angesprochen; es erregte auch den Neid eines zweiten und dritten Schankwirthes. Die Aufträge mehrten sich, und der Oheim wies sie seinem Schüler zu, der bald sich mit dem Copiren von Bilderbogen nicht begnügte. Da entstand ein König Gambrinus mit dem Humpen in der Hand, ein

Fuhrmann, der mit einem riesigen Glase Schnaps liebäugelte. Kurz, Gontram wurde von den Seinen als Künstler angesehen und auf seine Meisterschaft stolz. Da sagte ihm eines Tages ein Maurer: „Das ist ja Alles Unsinn, Du ein Maler!? Ein Kleckser bist Du.“ Gontram wollte auffahren; aber der Maurer wies ihn auf das Museum hin, das Gontram noch niemals besucht hatte.

Der erste Gang in das Museum war für ihn entscheidend. Die Seele ging ihm im Anschauen auf, und er sagte sich: „Ja, ich bin ein Sudler; aber ich kann mich bessern; ich kann vielleicht werden wie Einer von Diesen da.“ Als er seine Begeisterung zu Hause aussprach, lachte sein Meister ihn aus. „Junge,“ sagte derselbe, „dazu hast Du nicht das Zeug, und dann ist die Staffeleimalerei eine reine Hungerpfotensaugerei.“

Henriette spottete nicht; aber sie meinte, daß ein Künstler mehr gelernt haben müsse, als Gontram wisse: ein Wort, das in des Jünglings Seele schlug. Mit Energie warf er sich in seinen Freistunden auf die Bücher und das Zeichnen. Ungewöhnliche Fortschritte waren die Folge, als ein Ereigniß ihn aus dem Gleichgewichte fast warf.

Eines Tages kam ein junger Kaufmann in die Wohnung des Meisters und hielt um die Hand des jungen Mädchens an. Sie wurde ihm gewährt. Als Gontram Abends nach Hause kam, erfuhr er das glückliche Ereigniß, daß seine Muhme Braut sei.

Diese Nachricht schmetterte Gontram fast zu Boden; Henriette war der leuchtende Stern gewesen, der ihm vorgeschwebt, der ihn zu ungemeinen Anstrengungen und Fortschritten getrieben hatte. Das Haus seines Meisters war ihm verhaßt, er kehrte zu seinem Vater zurück, der übrigens seiner Pflege bedurfte, da er einen gefährlichen Fall gethan hatte. Bald, nach wenigen Wochen, sollte Gontram sogar allein stehen; denn auch sein Vater starb.

Er wurde nun Soldat und hatte das Glück, die Aufmerksamkeit der Officiere seines Regimentes auf sich zu ziehen, als er bei einem Feste die Decoration durch ein allegorisches Bild verschönte. Der Hauptmann malte selbst; er zog Gontram an sich, indem er ein Vergnügen darin fand, einen Schüler zu besitzen, Jemanden in seiner Lieblingsbeschäftigung unterrichten zu können. Viele Erleichterungen im Dienst wurden so Gontram Wulfen zu Theil, daß er von seinen Cameraden beneidet wurde; der Hauptmann sorgte auch weiter für ihn, als er nach zwei Jahren des Königs Rock auszog und als ein gereifterer Mann in das Leben trat. Den Empfehlungen verdankte er es, daß er sich in der Kunst ausbilden und nach Italien gehen konnte. Von hier aus stammte der Ruf, den er sich nach und nach erworben hatte.

„Sie sehen, Frau Marquise," schloß er seine Erzählung, „daß das Glück dem Arbeitersohne lachen mußte, um ihn

dahin, wo er sich befindet, zu bringen. Das Talent und der Fleiß hätten es nicht allein vermocht."

Bella hatte mit Aufmerksamkeit zugehört. Sie äußerte ihre Theilnahme. Schließlich fragte sie ihn, ob er nur einmal geliebt habe, und ob er niemals daran gedacht, sich ein wahrhaftes Heim zu gründen.

„Sie meinen: mich zu verheirathen? Aufrichtig gesprochen: nein! Hätte sich Henriette nicht verheirathet, so würde ich jetzt wahrscheinlich ein Familienvater und Anstreichermeister sein. Das ist auch ein Glück; aber da ich es nicht erreichen konnte, so habe ich mir zwei Geliebte, die Kunst und die Freiheit, erwählt. Die trösten den einsamen Maler, sollte er jemals die Absicht, melancholisch zu werden, besitzen, wozu Ihr ergebner Diener jedoch wenig Anlagen in sich fühlt."

Ein Herr im schwarzen Oberrocke hatte die Beiden schon seit einigen Minuten beobachtet, er kam jetzt rasch auf sie zu und verbeugte sich vor der Marquise von Garten. Bei seinem Anblick flog eine Wolke über ihre schöne Stirn. „Was wollen Sie, Golo?" fragte sie fast unwillig.

„Erlauben die gnädige Frau mir nur einige Worte," versetzte er. Die Beiden traten mehrere Schritte von Gontram Wulfen fort, dem die Persönlichkeit des Anderen durchaus nicht behagte, und doch wurde er durch dieselbe gefesselt.

Golo, wie die Marquise den Ankömmling genannt hatte,

war um etwa zehn Jahr älter als Gontram. Er war kleiner und beleibter; aber in seinen Bewegungen lag eine Geschmeidigkeit, die mit dem Alter und dem grauen, kurzgeschorenen Haupthaar nicht übereinstimmte. Seine Augen waren klein, aber durchdringenden Blickes. Die Nase schien er der afrikanischen Race entlehnt zu haben, während der Mund festgeschlossene Lippen besaß. Das Kinn war spitzig, die Backenknochen sprangen weit vor, die Stirn war breit, ohne hoch zu sein.

Nach einigen Secunden entfernte sich Golo mit einer tiefen Verbeugung vor der Marquise, die zu Gontram Wulfen nun zurückkehrte.

„Sie müssen mich für heut entschuldigen," sagte sie; „doch hoffe ich, daß ich Sie morgen, wenn Sie Seiner Durchlaucht vorgestellt sind, wiedersehen werde. Leben Sie wohl, Herr Director."

Sie entfernte sich langsamen Schrittes in der Richtung des Schlosses.

„Auch ich werde an die Heimkehr denken," meinte Gontram Wulfen; „der Abend nähert sich, und mein Appetit regt sich."

Ohne irgend Jemanden anzutreffen, durchstrich der Maler nochmals den Park, um den Ausgang zu finden.

VIII.

Golo.

Als Gontram Wulfen zu dem Gasthofe, in dem er Quartier genommen hatte, kam, trat ihm der Herr entgegen, welcher sein Gespräch mit der Marquise von Garten gewissermaaßen gestört hatte, und grüßte ihn. Der Maler erwiderte den Gruß und wollte bei ihm vorüber, als der Andere die Worte sprach: „Habe ich die Ehre, den neuernannten Museendirector vor mir zu sehen?"

„Mein Name ist Wulfen," erwiderte der Maler und blieb stehen.

„Ich habe einen Brief an Sie," sagte Golo und überreichte ein Schreiben. „Habe ich Antwort zu überbringen?" Gontram ersuchte ihn, einen Augenblick zu verziehen, öffnete das Couvert und las:

„Lieber College!

Mir ist vom Prinzen Emil ein Auftrag zu Theil geworden, der mehr für Ihren Pinsel als für den meinen taugt. Ich habe dies auch offen geäußert, und so läßt der Prinz bei Ihnen anfragen, ob Sie die Ausführung eines Bildes „Simson und Delila" übernehmen wollen. Die Gestalten in Lebensgröße, Stärke und Schönheit repräsentirend, sollen durch den Gegensatz wirken. Das Honorar würde dasselbe sein, als Ihnen für Herakles und Omphale gezahlt ist. Geben Sie Antwort, ob Sie zusagen. Georg Brandt."

„Gehen Sie nach D. zurück?“ fragte Gontram den Ueberbringer.

„Allerdings, ich fragte Sie schon, ob Sie mir eine Antwort anvertrauen wollten,“ antwortete Golo mit freundlicher Bescheidenheit.

„Wollen Sie mir gefälligst auf mein Zimmer folgen,“ bemerkte Wulfen und ging die Treppe hinauf.

Zehn Minuten später verließ Golo zu Pferde den Gasthof mit folgendem Briefe:

„Lieber Freund!

Simson und Delila male ich, wenn es nicht gleich sein muß. Sagen Sie das dem Prinzen, und geben Sie mir baldigst Antwort. Dann erhalten Sie auch einen ausführlichen Brief von Ihrem Gontram Wulfen.“

Während er das Couvert verschloß, hatte er zu Golo gesagt: „Wollen Sie diesen Zeilen hinzusetzen, daß ich meiner hiesigen ersten Eindrücke noch nicht Herr sei, um sie auf das Papier zu werfen.“ Golo hatte sich verbeugt und war gegangen. Statt seiner trat auf ein Glockenzeichen der Wirth ein und fragte mit verdrießlicher Miene, was sein Gast wünsche.

„Ich habe rechtschaffenen Hunger. Lassen Sie mir ein Diner serviren.“

„Verlangen der Herr Museendirector es unten in der Gaststube oder hier auf Ihrem Zimmer?“ lautete die weitere

Frage des Verdrießlichen. — „Hier!“ war die Antwort des Malers.

„Schön, Herr Museendirector,“ bemerkte der Wirth, während er auf den Titel einen besonderen Nachdruck legte. Gontram Wulfen lächelte.

„Sie wissen also jetzt, wen Sie vor sich haben?“ meinte er. — „Gewiß, ich hätte es ahnen sollen,“ ließ sich der Wirth vernehmen; „aber ich glaubte, Sie wären ein freier Mann, und habe also meiner Zunge keinen Zügel angethan.“

„Wofür ich Ihnen sehr dankbar bin,“ erwiderte Wulfen. Der Wirth schoß hinaus. „So paaren sich Zorn und Furcht,“ äußerte der Maler, nahm Papier und Crayon und entwarf in wenigen Strichen das ähnliche Portrait des Wirthes, wie er im verhaltenen Grimme auf seinen Gast geblickt hatte. Es folgten sodann die des Geheimrathes von Zehdenick, wie er sich aufblähte, und wie er einlenkte, der Fürstin zu Pferde und Golo's. Als er das letzte zeichnete, es sich also getreu vor seine Seele zauberte, zeigten sich Falten auf seiner Stirn.

„Das ist der Charakterkopf eines Mannes, der zum Abenteurer, vielleicht zum Verbrecher geboren ist,“ lauteten seine Gedanken; „und doch finde ich ihn im Zusammenhange mit achtungswerthen Personen.“

Ein ausgesuchtes Diner und ein vortrefflicher Wein wurden ihm servirt; aber der Wirth erschien nicht. Wäh-

rend er speiste, kam ihm das Gesicht Golo's nicht aus dem Sinne. „Ich muß Näheres von ihm erfahren," sagte er und ließ den Eigenthümer des Gasthofes um eine Unterredung bitten. Es dauerte einige Minuten, ehe dieser eintrat.

„Herr Museendirector," ließ er sich vernehmen, „ich hoffe, daß Sie Alles vortrefflich gefunden haben."

„Gewiß, mein Herr, ich bin vollkommen zufrieden gestellt," antwortete der Maler; „aber lassen Sie den Museendirector, was wie Hohn klingt, bei Seite."

„Jedem Das, was ihm zukommt," erwiderte der Wirth. „Ich bin freilich ein freier Mann; aber ich weiß, was sich ziemt, und hätte ich gestern Abend gewußt, wen der braune Bär zu beherbergen die Ehre hat, so würde ich Sie sicher mit anderen Ehren empfangen haben. Sie haben das aber selbst veranlaßt, indem Sie das Fremdenbuch ~~perhorrescirten~~." für unzulässig zu erklären.

„Dann muß ich mir auch dankbar sein, daß ich von Ihnen so ausgezeichnete und nicht genug zu schätzende Aufklärungen empfangen habe, welche mir schon heute gute Dienste geleistet haben," ließ sich Gontram Wulfen vernehmen; „und nun setzen Sie sich, und lassen Sie uns aus offenem Herzen plaudern."

„Das würde sich wenig für Sie schicken, Herr Museendirector," meinte der Wirth zum braunen Bären, „und dann habe ich auch viel zu schaffen." Gontram Wulfen

wußte jedoch den Wirth trotz seines Sträubens dahin zu bringen, daß er wieder Vertrauen zu dem Maler faßte und sein Herz erschloß. Geschickt spielte nun der Künstler das Gespräch auf Golo; aber hier konnte der Gefragte keine Auskunft geben, Golo sei ihm zum ersten Male erschienen, habe den Director erwartet und während dieser Zeit eine Flasche Wein getrunken, ohne sich jedoch in ein Gespräch einzulassen.

„Haben Sie nichts Außergewöhnliches an ihm bemerkt?" fragte Gontram. „Ist Ihrer Beobachtung nichts aufgefallen?"

„Darf ich offen reden?" fragte der Wirth; und da Gontram ihm die Versicherung gab, daß alle seine Worte ihm heilig seien und als vertrauliche Mittheilungen von ihm betrachtet würden, fuhr Jener fort: „Der Herr scheint große Besorgnisse zu hegen, oder sich auf gefährlichen Wegen zu befinden; denn er führt in der Tasche geladene Revolver bei sich. Ist das nicht in unserer Zeit und in unseren Gegenden, wo seit Menschendenken kein Raubanfall stattgefunden hat, und wo man wie im Mutterschooße sicher ist, merkwürdig?"

„In der That sehr merkwürdig," stimmte Gontram bei, um den Wirth in guter Laune zu erhalten, obgleich er bei einem Manne, der wichtige Aufträge besaß und wahrscheinlich oft mit großen Summen reisen mußte, das Tragen von Waffen nicht also wunderbar wie der Wirth fand.

„Ich werde morgen Näheres von der Marquise erfahren," meinte Gontram, als er sich mit dem Gedanken an Golo in das Bett legte. Selbst im Schlaf konnte er seinen Sinn von dem Manne nicht abwenden; der Traum führte ihm denselben wieder vor. Er sah Bella von Garten durch diesen Mann bedroht, der aber sich in der kleidsamen Tracht befand, wie die Maler italienische Banditen darstellen. Die Marquise war in die Knie vor dem Schrecklichen gesunken, der den schneidigen und blitzenden Dolch über sie schwang; Gontram aber vermochte zu ihrer Hilfe nicht herbeizueilen, sie nicht zu retten, ihn umgaben eiserne Bande. Vergebens raste er gegen dieselben, umsonst suchte er sie zu brechen, — er mußte sehen, daß sich die blitzende Klinge in ihren schneeigen Busen senkte. Da schrie er verzweiflungsvoll auf und erwachte, in Schweiß gebadet.

Der Traum hatte ihn mächtig erregt, und er fühlte, daß er nicht sogleich wieder einschlafen könnte. An rege Thätigkeit und, keinen Augenblick ungenützt entfliehen zu lassen, gewohnt, zündete er Licht an und entwarf eine Skizze, welche die furchtbare Scene darstellte. Dann nahm er aus einem seiner schon eröffneten Koffer ein Buch, um einige Seiten zu lesen.

Gontram hatte kaum mit dem Lesen begonnen, als er durch das Vorfahren eines Wagens gestört wurde. Er war aufgeregt, und somit erschien ihm ein solches gewöhnliches Ereigniß wie die Ankunft Fremder bei Nacht und in einem

Gasthofe so eigenthümlich, daß er sich erhob und das Fenster öffnete, um zu sehen, wer die Ankömmlinge seien.

Ein plumper Reisewagen hielt vor dem Gasthofe, und ein Diener in Livrée pochte an die Thür, welche nach Verlauf einer Minute von dem Hausknecht geöffnet wurde.

„Ist Platz für die Frau Oberjägermeister von Reßmann?“ fragte der Diener.

Die Antwort lautete bejahend, und zwei Damen entstiegen dem Innern des Wagenungeheuers, das für die dreifache Anzahl Raum genug gehabt hätte. Gontram Wulfen schloß wieder das Fenster.

„Das verlohnte sich nicht, sich wo möglich den Schnupfen zu holen,“ meinte er lächelnd und begab sich wieder zu Bett, um weiter zu schlafen.

Trotzdem der Schlaf sich ihm aber wieder nahte, beschäftigten sich seine Gedanken mit dem Manne, der ihm den Auftrag von dem Prinzen Emil gebracht hatte. Dieses Mal war es ihm, als flöhe Golo vor ihm, und er jage ihm nach und könne ihn nicht erreichen. In seinen Armen hielt der Unheimliche aber ein Weib, das um Hilfe rief. So flogen Verfolgter und Verfolger hoch zu Roß über die Länder dahin. Die Ebene lag bald hinter ihnen, aufwärts führte der Weg an tiefen Klüften und Schluchten vorüber. Jetzt war der Kamm des Gebirges erreicht; vor ihnen zeigte sich eine Felsenspalte. Golo setzte hinüber.

Gontram's Pferd aber strauchelte und stürzte in den Abgrund. Er fiel, fiel, — ein Ruck, — er erwachte.

„Das ist zu arg," sagte er sich, „ich bekomme diesen Menschen nicht aus dem Sinn. Nicht ich verfolge ihn, sondern er mich."

Er hörte in dem Nebenzimmer reden und konnte jedes Wort verstehen, da nur eine Tapetenwand ihn von den Nachbarn trennte. Früher waren die beiden Gemächer durch eine Thür verbunden gewesen; diese war beseitigt worden, und an ihre Stelle hatte man eine dünne, durch Tapeten verdeckte, hölzerne Verschälung gesetzt, welche zugleich die Rückwand eines Mauerschrankes für das Nebenzimmer bildete. So wurde Wulfen der unfreiwillige Belauscher eines Gespräches, das die in der Nacht eingetroffenen Damen führten, und das ihn im höchsten Maaße interessirte.

„Bist Du denn aber auch gewiß, Mama, daß Du Dich nicht täuschtest?" sagte die Tochter; „der Reiter sprengte ja rasch bei uns vorüber."

„Und wäre er mit der Geschwindigkeit des Sturmwindes vorübergebraust, so würde ich Golo erkannt haben," versetzte die Oberjägermeisterin Reßmann. „Ich hätte niemals ihn wiederzusehen geglaubt."

„Liebe Mutter, Du bist also erregt," meinte die Tochter; „beruhige Dich. Dieser Mensch hat uns nicht gesehen, und wenn er uns gesehen, so wird er uns nicht schaden können."

„Du sprichst also, Gertrud, weil Du die Gefährlichkeit dieses Menschen nicht kennst. Es ist der schlechteste Bube unter dem Himmel. Ich hätte niemals geglaubt, daß er hier wiederaufzutauchen sich erlauben würde.“

„Vielleicht hat er die Gegend niemals verlassen; denn Thaten, die ihn mit der Polizei in Conflict bringen könnten, hat er nicht verbrochen.“

Die Oberjägermeisterin gerieth bei diesen Worten der Tochter in die heftigste Erregung. „Wie? Was sagst Du?“ rief sie; „habe ich Dir nicht die furchtbare Begebenheit erzählt, der die Gräfin von Zurblüh zum Opfer fiel? Und war er, dieser Golo, der mit dem Verleumder Genoveva's nicht nur Namensgleichheit besitzt, nicht die Ursache, daß meine unglückseelige Freundin zu Grunde ging? Er hat sie zu Allem getrieben und fühlte sich auch nach ihrem Tode nicht sicher, da er plötzlich verschwand.“

„Es mag sein,“ bemerkte die Tochter, „daß Golo die Triebfeder gewesen ist, als Aurora von Zurblüh nach ihres Gatten Tode auf den Fürsten Georg ihre Blicke warf; aber mehr noch ist anzunehmen, daß er nur die Maschine, welche der Wille der unglücklichen, ehrgeizigen Gräfin lenkte, abgab. Er war ihr vertrauter Diener und besorgte ihre Geldgeschäfte. Mama, ich glaube, Dein treues Herz will die frühere Freundin entlasten, indem es die ganze Schuld dem Verwalter zuwirft.“

Das wollte die Oberjägermeisterin von Reßmann nicht

zugeben und erzählte nun, hin und wieder durch Einwendungen ihrer verheiratheten Tochter, die sie auf das Gut ihres Gatten, des Herrn von Jestrow, begleitete, die nur noch im Gedächtnisse weniger mehr oder minder Betheiligten fortlebende Begebenheit des Untergangs der Gräfin Zurblüh.

Aurora von Zurblüh war die Gattin eines liebenswürdigen, sonst unbedeutenden, wenn auch reichen Höflings des Fürsten Georg, des Vorgängers Wenzel's. Der Graf hatte das arme Hoffräulein auf Betrieb der Fürstin, welche auf dasselbe eifersüchtig war, geheirathet und zog sich mit ihr auf seine Güter zurück. Dort wurde sie mit der Oberjägermeisterin Reßmann bekannt und der Mittelpunct des adeligen Kreises der Umgegend. Ihre Schönheit erregte Aufsehen, ihr Geist Entzücken. Da das Gut des Oberjägermeisters an die gräflichen Besitzungen grenzte, seine Gemahlin also die unmittelbare Nachbarin Aurora's war, so gestaltete die vertrauliche Bekanntschaft sich zwischen den beiden Frauen zu inniger Freundschaft, bis die Gräfin zurückhaltender wurde.

Die Oberjägermeisterin schrieb dies hauptsächlich dem Einflusse eines Mannes zu, der als Verwalter auf den Zurblüh'schen Gütern eingetreten war. Golo war Lakai bei dem Fürsten Georg gewesen, hatte aber schon in dieser Stellung den Ruf eines gewandten Menschen besessen, der auf Antrieb der Fürstin die Heirath des Grafen mit dem bearg-

wohnten Hoffräulein vermittelt hatte. Deshalb bei Georg in Ungnade gefallen, wurde er von Zurblüh als Verwalter seiner Güter angestellt, nachdem ungefähr zwei Jahre nach der Heirath verstrichen waren.

Golo mochte damals ein Mann von dreißig Jahren sein. Aurora vertraute ihm gänzlich, und auch der Graf fühlte Zutrauen, da der Verwalter die Unterschlagungen seiner Vorgänger entdeckte und darauf drang, daß dieselben vor Gericht gestellt würden.

Das Verhältniß der beiden Gatten wurde, je länger Golo sich auf den Gütern befand, mehr und mehr getrübt. Der Graf warf sich dem Spiel in die Arme und zerrüttete seine Gesundheit durch andere Ausschweifungen, bis er eines Tages plötzlich starb. Da keine Kinder vorhanden waren, und sich auch kein Testament vorfand, bemächtigte sich die Verwandtschaft des Grafen der Hinterlassenschaft, wobei sich aber vorfand, daß die Schulden gegen Erwartung die Summe des Besitzstandes überstiegen, was wohl eine Folge der Verschwendung der Gräfin einerseits und des Spiels des Grafen andrerseits war.

Aurora und in ihrem Gefolge Golo kehrten zu dem Hofe zurück, wo Georg Wittwer geworden war. Ein Intriguenspiel begann, daß darauf hinauslief, Aurora auf den Thron zu erheben. Schon glaubte man Alles im besten Gleichgewicht, als der Tod die Tochter des Fürsten hinwegraffte. Prinzessin Margarethe hatte als Gegnerin Aurora's

gegolten und schien den Haß ihrer Mutter geerbt zu haben. Ihr Tod zerstörte alle Pläne der Gräfin und ihres Vertrauten. Das Volk beschuldigte sie laut des Mordes, obgleich das Gutachten der Aerzte einen Herzschlag feststellte, und Georg selbst wandte sich von ihr ab.

Seit jener Zeit reiste die Gräfin Zurblüh mit Golo als eine Hochstaplerin umher, bis sie, von den Gerichten verfolgt, ihrem Leben ein Ende machte. Ihr Genosse, der als ihr Secretär galt, war verschwunden, seitdem sie aus einer Stadt des südlichen Bayern als gemeine Betrügerin hatte flüchtig werden müssen.

Gontram Wulfen hatte diesen Eröffnungen der Oberjägermeisterin gegen ihre Tochter mit Interesse gelauscht und war nicht der Meinung der Letzteren, welche behauptete, daß nichts ihr den unumstößlichen Beweis lieferte, Golo für etwas Anderes als einen treuen Diener zu halten. Vielleicht widersprach Frau von Jestrow der Mutter nur, um deren Aufregung zu beruhigen, war doch Frau von Reßmann durch die unerwartete Begegnung äußerst angegriffen.

„Ich werde die Marquise morgen vor diesem gefährlichen Menschen warnen," nahm sich Wulfen vor, um gleich darauf zu gedenken, daß er dazu kein Recht besitze. Vielleicht wisse Bella von Garten um das frühere Treiben dieses Mannes, vielleicht wäre ihr gerade seine Gewissenlosigkeit willkommen. „Pfui," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „diese Frau, welche die Kunst liebt, auf eine Stufe

mit der Gräfin Zurblüh zu stellen. Nein, sie kann nichts über die Vergangenheit des zweideutigen Mannes wissen. Auch mir überbrachte er einen Brief meines Freundes Brand, und ich habe erst durch einen Zufall so eben etwas von seiner Vergangenheit gehört. Wenn man mich für seinen Spießgesellen hielte? Lächerlich!"

Die Nerven der Oberjägermeisterin schienen sich beruhigt zu haben. Das Gespräch jenseits des Wandschrankes war beendigt und hatte langgezogenen Tönen, die den Schlaf nur zu begleiten pflegen, Platz gemacht. Das hatte auf Gontram eine einschläfernde Wirkung; bald war er auch eingewiegt, und die Sonne schien schon hell in sein Zimmer, als er erwachte.

IX.

Der Cabinetsrath.

Der Geheimrath von Zehdenick hatte dem Fürsten Wenzel den neuen Museendirector vorgestellt und war erstaunt, mit welcher Freimüthigkeit der Maler sich ausgesprochen, und wie liebenswürdig der gebietende Herr dies aufgenommen hatte.

„Ihre Arbeit wird nicht gering sein," bemerkte Wenzel, „und ich rathe Ihnen, mit der Marquise von Garten Hand in Hand zu gehen. Sie hat mich zuerst darauf gelenkt, daß viele Kunstschätze sich bei uns vereinzelt fänden, oft an

Orten, wo man es am wenigsten erwarten sollte. Ich selbst werde den Befehl geben, daß alle Beamten Ihnen mit der größten Rücksicht und Zuvorkommenheit begegnen, daß auch unser Baurath sich mit Ihnen wegen des raschen Bau's eines Museums in Verbindung setze. Es ist hier wenig für Kunst und Wissenschaft geschehen; aber es lag mir zuvor daran, daß ich meinen kleinen Staat auf einen anderen Standpunct brächte, als ich ihn übernommen. Das ist mir gelungen, und ich, der ich mich bisher eingeschränkt habe, kann jetzt mir die Ausschreitung erlauben, für die Kunst wirklich zu sorgen und ihr auch hier einen Tempel zu bauen."

Als Zehdenick und Wulfen aus dem Cabinete des Fürsten traten, erbot sich der Erstere, den Museendirector zu der Marquise zu geleiten, auf die Seine Durchlaucht gewiesen habe. Wulfen lehnte dies ab, da er sich schon der Palastdame vorgestellt habe.

„Dann befehlen Sie über mich in anderer Beziehung," meinte Zehdenick.

Gontram ersuchte den Geheimrath, ihn mit dem Cabinetsrathe Halvar bekannt zu machen; er vermuthe, jenen schon einmal angetroffen zu haben. Diese Aufforderung war dem Geheimrathe sehr unangenehm; dennoch konnte er sie nicht ablehnen. Der Zufall war ihm günstig, daß er dies eiligst thun konnte, ohne den früheren Journalisten aufzusuchen;

denn der kam so eben daher, um sich zu dem Fürsten zu begeben.

„Herr Cabinetsrath," redete er Halvar an, „so eben hat der Herr Museendirector den Wunsch geäußert, Sie wiederzusehen. Ich will dabei nicht stören," schloß er, verbeugte sich gegen die Beiden und enteilte schnellen Schrittes.

Um den Mund Halvar's spielte ein Lächeln; dann wandte er sich an Wulfen: „Sie haben sich also meiner noch entsonnen. Das freut mich herzlich. Unsere Begegnung war so flüchtig, und ich damals noch ein halber Knabe, daß ich solches kaum hoffen durfte. Seien Sie mir herzlich willkommen."

Er reichte ihm die Hand, in welche Wulfen einschlug.

„Ich habe mich sehr gefreut," fuhr Halvar fort, „als ich erfuhr, daß Sie für uns gewonnen würden; denn ich habe gehört, daß Sie nicht nur ein großer Maler, sondern auch ein offener, gerader Charakter seien."

„Ich denke, daß Sie mich als solchen stets finden werden," erwiderte Wulfen.

„Uebrigens," redete Halvar weiter, „sind wir geborene Verbündete; denn außer uns ist Alles adelig. Ich athme förmlich auf, daß ich Sie an meiner Seite weiß." Das offene Wesen des jungen Cabinetsrathes sagte Wulfen ungemein zu, er schüttelte ihm kräftig die Hand, da dieser zu dem Fürsten mußte, und Beide kamen noch überein, zu

Mittag im braunen Bären zusammen zu sein und sich bei einer Flasche Wein auszusprechen.

„Ich würde Sie zu mir einladen,“ sagte Halvar; „aber ich bin leider noch Junggeselle und muß mich daher auf das Wirthshaus beschränken.“

Die Zeit bis zum Mittag ließ dem Maler noch genügend Muße, die Marquise aufzusuchen. Er staunte über den Geschmack, mit dem sie sich eingerichtet hatte. Jedes ihrer Zimmer, durch die er gehen mußte, war verschieden möblirt; in Jedem zeigte sich nichts, was gegen die Harmonie verstieß.

Mit liebenswürdiger Zurückhaltung empfing sie ihn heut. Es freue sie, war ihre Rede, daß er so pünctlich Wort halte.

Er entgegnete ihr, daß er es für eine Undankbarkeit gehalten hätte, wenn er nicht sogleich nach der Audienz bei dem Fürsten zu ihr geeilt wäre. Auch habe Wenzel ihn aufgefordert, mit seiner Protectorin Hand in Hand zu gehen. Wie Recht der Fürst aber darin habe, beweise ihm die mit echt künstlerischem Geschmack getroffene Einrichtung ihrer Wohnung.

„Sie wissen geistreich zu schmeicheln,“ versetzte sie. „Auch ist sich zu möbliren kein Verdienst, wenn man das nöthige Vermögen besitzt. Ein Tapezierlehrling unserer Zeit bringt das ebenfalls zu Wege.“

Gontram Wulfen verneinte dies und bat sich ihre Mit-

wirkung bei seiner Sammelarbeit aus. Sie sagte sie ihm zu und eröffnete ihm im Laufe des Gespräches, das es vorzüglich ein Bild gewesen sei, das ihre Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt habe.

„Und welches?" fragte der Maler.

„Das Werk Ihres Zornes, Ihr Bernhard Molay," antwortete sie; „und zwar nicht nur die äußerliche Technik, welche sich in der realistischen Darstellung des Scheiterhaufens und des Inquisitionsapparates zeigt, die selbst den oberflächlichen Beschauer ergreifen können, bewegte hauptsächlich die Seele, welche aus den wenigen Figuren leuchtete, sondern der Unwille, der Ihren Pinsel gelenkt und Ihnen dies Werk eingegeben hatte. Ich sagte mir, daß Sie mehr als ein Maler, daß Sie auch Künstler seien. Dichter in Farben, ein von dem Gottesathem Apollo's angehauchter, bevorzugter Mensch, ein wahres Kind des an Felsen geketteten Sohnes der Gerechtigkeit, Prometheus."

Mit leuchtenden Augen hatte er ihren Worten gelauscht. „Wollte Gott," versetzte er, „daß alle Welt unsere Werke mit solchen Augen anschauen könnte. Wir müssen uns leider begnügen, daß man dies und jenes Einzelne erfaßt, ohne daß man in unsere Gedanken eingeht. Selten, höchst selten wird unsere Seele verstanden." Er erfaßte ihre Hand und drückte einen Kuß auf dies Meisterwerk der Natur.

Sie lächelte und spielte das Gespräch auf andere Ge-

genstände. So kam Wulfen auf den Auftrag des Prinzen Emil und den Ueberbringer. Er sprach seine Verwunderung aus, daß der Hof in D. sich eines solchen Mannes wie Golo bediene. Die Marquise richtete ihre dunklen Augen auf den Maler und äußerte, daß Golo nicht im Dienste jenes Hofes, sondern in dem Ihrigen stehe.

„Und kennen Sie die Vergangenheit dieses Mannes?“ fragte Gontram.

„Ich lasse mich nicht zu Vertraulichkeiten mit Jedem herab,“ lautete die ausweichende Antwort, die ein kalter Blick begleitete.

„Sie kennen die Geschichte der Gräfin Aurora von Zurblüh nicht?“ fuhr Gontram fort und erzählte ihr dieselbe, wie er sie sich aus den in der Nacht gehörten Reden gebildet hatte.

Die Marquise hörte ihm schweigend zu, dann sagte sie: „Ein recht kurzweiliger Roman, den man Ihnen als Wahrheit mitgetheilt hat. An dem Ganzen ist nur thatsächlich, daß die gräfliche Ehe unglücklich war, weil der Graf, ein leidenschaftlicher Spieler, sein Vermögen vergeudet hatte, so daß seine Gemahlin sich nach seinem Tode bettelarm fand und nur in Golo einen treuen, ergebenen Diener, der bei ihr aushielt, besaß. Ich denke, daß die treue Ergebenheit eher zu Golo's Gunsten sprechen sollte, als daß man deshalb ihn steinige. Nicht, Herr Director?“

Sie erhob sich und gab somit das Zeichen, daß sich

Gontram entferne. Als er sich auf der Straße befand, sagte er sich: „Sie will nicht gewarnt sein; aber ich werde auch wider ihren Willen über sie wachen.“ Er nahm sich vor, die Oberjägermeisterin im Gasthofe aufzusuchen und sich noch Einzelnheiten über die Geschichte Aurora's von Zurblüh zu erbitten. Die in der Nacht angekommenen Damen waren schon abgereist. Dagegen trat Albert Halvar bald ein.

Im Gespräche mit ihm äußerte Wulfen, daß es oft zweckmäßig sei, die Mysterien der Höfe kennen zu lernen. Der Cabinetsrath pflichtete ihm bei und meinte, daß er die Geschichte von X. deshalb auch studirt habe. Dieselbe sei bodenlos langweilig, es ließe sich nicht einmal ein guter Feuilletonartikel darüber schreiben. Dem widersprach der Maler und kam so auf die Gräfin Aurora.

Der Cabinetsrath gestand, daß er von dieser Dame nichts wisse. Er erinnere sich nur, einen Bettelbrief an den Fürsten Georg mit ihrer Unterschrift im Archiv gefunden zu haben.

„Ist in dem Briefe eines gewissen Golo's Erwähnung gethan?“ fragte der Maler. Bei Nennung des Namens stutzte Halvar.

„In jenem Briefe nicht,“ antwortete er; „aber jener Golo, — es müßten denn mehrere Individuen, welche diesen Namen führen, existiren, — ist mir nicht ganz unbekannt. Er wurde mir als ein geschickter, aber nicht völlig

zuverlässiger Agent geschildert und empfohlen, wenn ich so sagen darf. Ich wies ihn natürlich von der Hand. Später erinnerte ich mich, daß ich ihn schon auf der Redaction in Berlin gesehen hatte, wo er unter der Chiffre O. piquante Nachrichten über verschiedene Höfe brachte. Dieselben wurden ihm gut bezahlt."

„Gestern erhielt ich durch ihn einen Auftrag von dem Prinzen Emil," bemerkte Gontram.

„Sie stehen mit dem Hofe von D. in Verbindung?" fragte Halvar mißtrauisch, obgleich im gleichgiltigen Tone.

„Nein, der Auftrag wurde mir indirect durch meinen Freund, den Maler Georg Brand, zu Theil," entgegnete Wulfen; „was sehen Sie mich aber so forschend an?"

„Haben Sie den Auftrag angenommen?" fragte Halvar weiter.

„Gewiß, — ich werde Simson und Delila malen," antwortete der Andere. — „So, so," Halvar zog diese Silben; „haben Sie schon begonnen?"

„Nein, ich denke, daß sich das von selbst versteht, da ich ein Atelier noch nicht besitze," entgegnete Wulfen, der das Mißtrauen Halvar's noch nicht ahnte.

Der Cabinetsrath ließ keine Bewegung des Malers aus dem Auge, wärend er im gleichgiltigsten Ton Wulfen befragte, ob er schon in D. gewesen sei, den Prinzen Emil oder dessen Mutter gesehen habe, oder mit dem Hofstaate in Verbindung stehe. Gontram verneinte.

Halvar fuhr in seinem Examen fort, bis Wulfen plötzlich lachend ausrief: „Doctor, ich glaube gar, Sie halten mich für einen Intriganten und Schleicher. Nein, das bin ich nicht, das habe ich weder als Anstreicher, noch als Maler gelernt. Würde ich von der Sache gesprochen haben, fühlte ich mich nicht rein? Sind Sie nicht eben der Meinung?"

„Dann sollen Sie jedoch gemißbraucht werden," ließ sich Halvar vernehmen; „man weiß in D. sehr geschickt die Karten zu mischen."

„Sie vergessen, daß es Menschen giebt, die nicht mit sich spielen lassen," versetzte Gontram mit Entschiedenheit.

„Man wird Sie drängen, daß Sie eine Partei ergreifen müssen," äußerte Halvar; „o, Sie kennen dieses Schieben noch nicht. Ja, man hat schon, Sie für die Interessen des Hofes von D. zu gewinnen, begonnen."

„Sie werden finden, daß ich für die kleinstaatlichen Interessen, falls diese mit den deutschen in Conflict gerathen, nicht schwärme." Diese und andere Aeußerungen, zumal er den Punct, von dem das Gespräch ausgegangen war, in das Auge faßte, beruhigten den Cabinetsrath. Er reichte dem Maler die Hand und bat um dessen Freundschaft. Wulfen, dem das Wesen Albert Halvar's gefiel, schlug gern ein.

Die Beiden plauderten noch längere Zeit zusammen,

bis Halvar auf die Uhr sah und erschrak. „Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe!“ rief er.

„Wie das?“

„Ich werde erwartet.“ Bei den Worten färbte sich das Gesicht des Cabinetsrathes mit höheren Tinten.

„Ah,“ meinte Gontram, „ich errathe, Ihnen winkt ein zärtliches Rendez-vous. Da darf ich nicht zurückhalten. Grüßen Sie das holde Kind, das Sie in Ihr Herz geschlossen haben.“

„Ich bitte, von uns das Beste zu glauben,“ meinte Halvar empfindlich; „es ist meine Braut, die ich lieber heut als morgen zum Altar führen würde. Das schwöre ich Ihnen.“

„Und warum thun Sie das nicht?“

„Weil der Herr Papa keinen bürgerlichen Schwiegersohn besitzen will,“ lautete die Antwort des Cabinetsrathes.

„Hoho! Wer ist dieses ~~antediluvianische~~ Thierchen?“ fragte Gontram Wulfen.

„Sie kennen ihn, es ist der Geheimrath von Zehdenick,“ versetzte Albert Halvar; „er und seine Gemahlin stehen meinem und Cordelia's Glück im Wege. Es ist um rasend zu werden.“

„Werden Sie es lieber nicht,“ warf der Maler ein, „und hoffen Sie.“

„Damit wird nichts erreicht. Daß ich nur ein Ende absähe! Schließlich bleibt uns nur die Entführung übrig.“

„Wir wollen versuchen, ob es kein milderes Mittel giebt, dieses hyperboreische Ehepaar anderer Ansicht werden zu lassen. Ich will Ihnen helfen, so wahr ich auch nicht von Adel bin.“

„Sie sind ein prächtiger Mensch!“ rief Halvar.

„Vielleicht gebe ich Ihnen bald den Beweis. Doch jetzt lassen Sie des unnatürlichen Lear's jüngstes Töchterchen nicht im Schmachten vergehen. Eilen Sie und grüßen Sie Ihr Bräutchen von dem Manne, den das geheimräthliche Ehepaar nicht mit den freundlichsten Augen anschaut, obgleich es gute Miene zum bösen Spiele gemacht hat.“

Halvar enteilte zu seiner Zusammenkunft mit Cordelia in den fürstlichen Park.

X.
Das Maskenfest.

Gontram Wulfen weilte bereits über sechs Monate in X. Große Ereignisse hatten sich während dieser Zeit an dem kleinen Hofe nicht zugetragen; nichts, das die allgemeine Aufmerksamkeit hätte erregen können, war überhaupt geschehen. Die Parteien standen sich noch wie früher gegenüber, und die Schachpartie war scheinbar nicht vorgerückt. Auch Halvar war in seinen Beziehungen zu dem geheimräthlichen Hause um keinen Schritt weiter gekommen.

Der Bau des Museums war nach Wulfen's Plan wohl begonnen, aber bei dem nahenden Winter auch wieder eingestellt worden. Trotzdem war Gontram ruhelos thätig, die im Besitze des Fürsten befindlichen Kunstschätze, welche durch die Marquise von Garten noch nicht entdeckt und oft sehr versteckt waren, auf entfernten Domänen und im Dunkel von Böden und verschlossenen, nicht gebrauchten Remisen aufzustöbern. Dies füllte jedoch die Tage des thätigen Mannes nicht aus, dessen Umgang sich hauptsächlich auf Albert Halvar und Bella von Garten beschränkte. Er malte eifrig an Simson und Delila, und das Gemälde nahte sich seiner Vollendung.

Es war ein heller Januartag. Wulfen stand arbeitend vor seiner Staffelei, während Halvar in dem Atelier finster umherging.

„Wann wird dieser unleidliche Zustand aufhören?" klagte er dem Maler; „wann wird sich Besserung zeigen? Kein Auskunftsmittel als die Entführung, wogegen Sie eifern! Ich muß es ergreifen."

„Sie werden das bleiben lassen," meinte der Maler, ohne sich nach ihm umzuschauen; „solche That ziemt sich für einen gesetzten Mann nicht."

„Predigen Sie mir von Gesetztheit nicht!" schrie der Cabinetsrath; „das ist Unsinn, Unsinn, Unsinn, — ich liebe. Hören Sie, Wulfen, ich liebe! Sie wissen nicht, was das heißt."

„Meinen Sie, daß ich es niemals erfahren habe?" warf der Maler ein, ohne sich bei seiner Arbeit stören zu lassen; „Liebe und unüberlegte Tollköpfigkeit sind zweierlei."

„Wulfen, ich begreife nicht, wie Sie bei Ihrem thatkräftigen Charakter gegen einen gewaltsamen Schritt also eifern können," entgegnete Halvar; „es ist mir geradezu ein Räthsel, wie Sie so unfreundschaftlich sind. Im schlimmsten Falle werde ich hier unmöglich und greife wieder zu meiner alten Beschäftigung."

„Doctor, trinken Sie ein Glas Wasser," rieth der Maler; dann sich umwendend, fuhr er fort: „Soll ich Ihnen noch einmal vorpredigen, daß die Menschen nicht frei sind, und daß die bevorzugten Geister vom Schicksal ihre Mission empfangen haben, die sie zwingt, ihr Ich und Ihre Angelegenheiten dem großen Ganzen zum Opfer zu bringen. Sie sind für Deutschland zu wirken bestimmt, und es ist kein blinder Zufall, der Sie hierhergeführt hat. Ihre Aufgabe muß Ihnen heilig sein. Sobald Sie als schlechter Soldat Ihren Posten verlassen, erleidet das deutsche Princip eine Niederlage, die Kleinstaaterei hat hier gesiegt. Welche Mühe kostete es Ihnen nicht, den Fürsten in seinem Widerstande gegen die Einflüsse eines Saldern und des Ceremonienmeisters Baron von Werden zu erhalten? Ist Ihnen das nicht genug, um Sie vor einem tolldreisten Streich zu bewahren? Also die Leidenschaft hübsch im Zaume gehalten,

daß sie nicht mit Ihnen durchgehe! Sie sind noch jung und haben zum Heirathen also keine Eile."

Der Maler hatte energischen Tones gesprochen und Eindruck auf den Cabinetsrath hervorgebracht, so daß dieser ruhiger wurde. Halvar reichte ihm die Hand: „Wulfen, Ihre Worte sind treffend und doch, — nun ja, ich werde mein Ich zurückdrängen."

Er stutzte, seine Blicke waren auf das Gemälde gefallen. „Was haben Sie da gemacht," sagte er, „Ihre Delila trägt ja die Züge Belladonna's."

Wulfen zuckte zusammen; denn ihm fiel die Aehnlichkeit, die er dem schönen Weibe unwillkürlich verliehen hatte, jetzt erst selbst auf. „Bei Gott, Sie haben Recht," stimmte er zu, „das war nicht meine Absicht, bei Gott, sie war es nicht." Rasch strich er mit dem Pinsel über das Antlitz hin.

Albert Halvar schaute ihn lachend an: „Wulfen, ich hoffe nicht, daß Sie verliebt sind."

„Pah, Thorheit," versetzte Wulfen schnell; „ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich solcher Narrheit unfähig bin. Die Marquise und ich! Wahrlich, das soll mir nicht wieder begegnen."

Halvar's Heiterkeit war verstummt. „Und wenn es Ihnen dennoch begegnet wäre, daß Sie der schönen Palastdame zu tief in das Auge geschaut hätten?"

„Das ist nicht, das kann nicht sein," erwiderte Wulfen fast schroff. „Ich und Belladonna! Ich bekümmere mich

nicht mehr um sie, als ich muß. Bei Gott! ich schwöre es Ihnen.“ Ein Klopfen an der Thür unterbrach die weitere Rede zur sichtlichen Genugthuung des Malers.

Der Einladung, näher zu treten, wurde entsprochen, und Golo, den Wulfen seit dem ersten Briefe Brand's nicht wieder gesehen hatte, schritt über die Schwelle des Ateliers. Sein Anblick wirkte auf den Maler nicht wohlthätig, Gontram's Stirn faltete sich.

Golo schien dies nicht zu bemerken. Er entschuldigte sich, wenn er störe; ihn führe der Auftrag der Marquise von Garten daher. Sie ließe den Museendirector bitten, sie zu einer vertraulichen Besprechung zu besuchen. Während er sprach, flogen seine Augen scheinbar theilnahmlos im Atelier umher.

„Sagen Sie der gnädigen Frau,“ begann Wulfen seine Entgegnung; aber Golo fiel ihm in die Rede: „Leider wird mir das unmöglich sein; nach dem ausdrücklichen Befehle der Frau Marquise muß ich sogleich auf deren Güter zuzückkehren. Ich bin trostlos, Ihrem Wunsche nicht willfahren zu können; aber schon die Bestellung an den Herrn Museendirector läßt mich den Eisenbahnzug fast versäumen. Ich bin nicht Herr meiner Zeit.“ Er verbeugte sich und war wieder gegangen, ehe noch Wulfen ein Wort vorbringen konnte.

„Ich weiß nicht,“ sagte er jetzt, „dieser Mensch ist mir in tiefster Seele zuwider. Die Marquise weiß das, und

ich hätte ihr mehr Delicatesse zugetraut, als mir ihr Ersuchen durch Herrn Golo mittheilen zu lassen. Ich möchte sie nicht aufsuchen."

Dem widersprach der Cabinetsrath auf das Entschiedenste. Wahrscheinlich habe sie an Wulfen's Abneigung gegen den Boten gar nicht gedacht. Wie er vermuthe, handele es sich um das Hofmaskenfest, bei dem alles Ceremoniell aufhöre. Wie er gehört habe, werde Bella die Vorbereitungen treffen, und sie suche wahrscheinlich in dem Museendirector einen Gehilfen; denn Baron von Werden sei durch das Uebertragen der Einrichtungen entrüstet, so daß er seinen Beistand der Palastdame schwerlich gewähren werde.

Der Eifer, den Albert Halvar entwickelte, Wulfen dem Wunsche der Marquise gefügig zu machen, war diesem nicht entgangen. Sein Auge ruhte fest auf dem Cabinetsrath, als er vor ihn hintrat. „Doctor," äußerte er, „Sie sind nicht so offen zu mir, wie Sie es sein könnten. Ich weiß, daß Sie den Intriguen Ihrer politischen Feinde durch Gegenintriguen zu begegnen suchen. Ich bekümmere mich nicht darum, weil ich nicht darin verwickelt wurde. Jetzt jedoch beliebt es Ihnen, mir eine Rolle darin mitzutheilen. Ich will aber kein unbewußter Spielball sein, und ich darf es von Ihnen, der meine politische Ansicht kennt, mit vollem Recht fordern. Daß Sie keinen Verräther in mir finden, daß ich vielmehr Ihre Pläne fördern werde, wissen Sie."

Halvar war nicht lange im Zweifel, da er überzeugt war, daß keine leere Neugier der Grund von Wulfen's Forderung war, auch wenn er wirklich für die Marquise eine Leidenschaft gefaßt hätte, er niemals zum Verräther werden könnte. Er erzählte ihm mithin, daß er, da alle Vorzeichen auf eine That der Gegner hinwiesen, durch das Uebertragen des Maskenfestes, das der Hof seit Jahrhunderten um diese Zeit und mit aller Pracht feiere, Uneinigkeit in das Lager der Feinde geschleudert zu haben glaube; denn der Hofmarschall und Oberceremonienmeister Baron von Werden sei durch das Uebergehen seiner Person, da er die Anordnungen sonst stets getroffen habe, auf Bella von Garten erbittert worden.

„Und Sie sind überzeugt, daß die Marquise des Prinzen Emil Sache verfechte?“ fragte Wulfen, „die Interessen des Hofes, dem ihr verstorbener Gemahl so unendlich fern gestanden hat?“

„Belladonna ist unsere Hauptfeindin, dessen bin ich gewiß,“ sagte Halvar mit Bestimmtheit. Wulfen ging mit bewölkter Stirn sinnend in dem Atelier auf und nieder. Dann blieb er vor Halvar stehen und legte ihm die Hände auf die Schultern.

„Wenn eine Hauptschlacht bevorsteht, sind auch Sie schon gerüstet,“ lautete seine Rede; „trotzdem werden Sie einen Gehilfen nicht verschmähen. Ich bin freilich in Ränken nicht aufgewachsen und verabscheue das Intriguenspiel. Hier

werde ich aber eingreifen, und ich bitte Sie, überlassen Sie mir die Marquise. Sie werden sehen, daß ich sie nicht liebe."

„Ich muß Ihnen zu Willen sein, da Sie schon zu viel wissen, und ich nicht in den Fehler so Vieler verfallen will, welche den vielbedeutendsten Mann gering schätzten und somit sich selbst zu Fall brachten," lautete des Cabinetsrathes Gegenrede; „ich nehme Ihre Bundesgenossenschaft an und will Sie auf Alles vorbereiten, was Ihnen in Betreff des Maskenfestes zu wissen nöthig ist."

Das Maskenfest solle dazu dienen, erzählte er, um Wenzel zu täuschen und ihn in die Hände der Kleinstaaten zu spielen. Man hege keinen Zweifel, daß dies gelingen werde. Gelänge es nicht, so sei der Sieg des deutschen Princips entschieden. Der Fürst würde dann über das Treiben von Halvar's Gegnern aufgeklärt sein und empfinge den Geheimrath von Osten, durch den die deutsche Convention geschlossen werde.

„Und zu einer solchen Zeit wollten Sie das Gewehr in das Korn werfen, um mit Fräulein Cordelia eine Vergnügungsreise anzutreten?" tadelte der Maler; „Doctor, das wäre mehr als leichtsinnig gewesen. Oder wollten Sie mir eine Comödie vorspielen, daß ich getäuscht werde und somit auch in Betreff Anderer täusche? Weder das Eine noch das Andere ist zu loben. Doch ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, sondern bitte Sie, in Zukunft den Gedanken, Ihren Posten aufzugeben, nicht zu hegen, wie auch

mich nicht mehr täuschen zu wollen. Jetzt jedoch zur Marquise, daß sie nicht zu lange warte."

Er machte in Eile Toilette, so daß er in einer Stunde vor der Palastdame stand. Er fand sie in ihrem Boudoir ungeduldig auf- und niedergehen. Sie hatte seit einer halben Stunde gewartet und war deshalb nicht in der besten Laune, die er auch in ihren ersten, bitteren Worten empfinden mußte: „Wissen Sie, mein Herr, daß es wenig galant ist, eine Dame auf sich warten zu lassen?"

„Ich habe auf Galanterie niemals großen Anspruch gemacht," entgegnete Wulfen ruhig; „Sie, gnädige Frau, habe ich aber nicht länger warten lassen, als es nothwendig war, meinen Malerkittel abzuwerfen und mich in gebräuchliche Toilette zu setzen."

„Schon gut, schon gut," versetzte sie; „kommen wir zur Sache. Es giebt ein großes Hoffest, einen Maskenball, dessen Arrangements mir gegen meinen Willen übertragen sind. Da werden Sie mich unterstützen. Oder sind Sie auch so wenig galant, mir das abzuschlagen, Director?"

„Sie wissen, Frau Marquise, daß ich zu gern mit Ihnen schaffe, um Ihnen durch Ablehnung eine Kränkung zuzufügen," entgegnete er; „befehlen Sie über mich, ich bin bereit."

Bella von Garten wurde augenscheinlich heiterer. Sie ersuchte den Director, sich zu setzen, nachdem er sich eine Cigarre angezündet habe. Diese Gunst hatte sie ihm noch

niemals gewährt, und er sah sie einen Augenblick betroffen an; dann nahm er aus einer bereitstehenden Kiste eine Havannah. „Sie wollen, daß ich mich zu Hause fühle," sagte er und nahm auf einem Tabouret Platz.

Die Palastdame ließ sich auf einen amerikanischen Schaukelstuhl ihm gegenüber nieder. Sie war jetzt nicht mehr in Schwarz gekleidet; ein hellblausammtnes Gewand, das mit weißem Pelz besetzt war, umschloß ihre schöne Gestalt. So hatte der Maler sie noch nicht gesehen. Sie dünkte ihn reizender als jemals, und unwillkürlich flammte es in seinem Auge auf. Im nächsten Momente blies er eine leichte Rauchwolke von sich und gab die Versicherung, daß er solche vorzügliche Cigarren bei einer Dame zu finden niemals erwartet habe.

„Es sind dieselben, welche Seine Durchlaucht raucht, wenn er und seine Gemahlin bei mir den Thee zu nehmen mich beehren," antwortete sie; „dann pflege ich auch zu rauchen." Mit den Worten zugleich entzündete sie eine Cigarette. „So plaudert es sich vortrefflich."

Sie kam sodann auf das Maskenfest, dessen Ursprung sie ihm schilderte. Gottfried von X. war von Schmeichlern umgeben, welche das Land bedrückten und keine Klage zu seinen Ohren gelangen ließen. Als der Fürst sich im Anfang Februar des Jahres 1655 auf der Jagd verirrte, kam er unerkannt zu einem Bauern, der ihm Obdach gewährte, und da er ihn für einen einfachen Jäger hielt,

reinen Wein über das Treiben der ländlichen Vertreter Gottfried's einschenkte. Am folgenden Morgen brach der Fürst, ohne daß er sich zu erkennen gab, aus der Hütte des Landmannes auf, ritt noch unerkannt im Lande umher und überzeugte sich, daß sein Wirth die Wahrheit gesprochen habe. Nun ging er zu Gericht mit den ungetreuen Verwaltern und Höflingen, die ihren Platz anderen, rechtschaffenen Leuten räumen mußten. Seinen Nachfolgern rieth der Fürst in dem letzten Willen, sich öfter, jedenfalls einmal im Jahre unter das Volk zu mischen, ohne daß sie erkannt würden.

„Das ist der Ursprung des Maskenfestes," schloß Bella ihre Erzählung.

„Ich denke, daß das Volk zu ihm keinen Zutritt hat," bemerkte Gontram Wulfen.

„Im Laufe der Zeiten hat man sich davon freigemacht," meinte die Palastdame und warf den Rest ihrer Cigarette in das Feuer des Marmorkamins; „trotzdem ist das Fest in seinen Verwechselungen reizend genug, um so mehr, da an dem Tage, — das Fest beginnt schon am Vormittage und währt bis zum folgenden Morgen, — vollkommene Maskenfreiheit herrscht."

„Gewiß ein reizendes Fest," bemerkte Gontram Wulfen; „sein ursprünglicher Zweck ist aber verfehlt; denn ich bin überzeugt, daß ein jeder Festtheilnehmer im Voraus schon das Costüme seiner Durchlaucht kennt."

Bella zuckte die Achseln. „Möglich; aber Niemand wird weder dem Fürsten noch der Fürstin die Freude verderben."

„Und so wird er auch nicht Wahrheit finden," bemerkte Wulfen; sie versetzte: „Giebt es denn überhaupt noch Wahrheit? Ist nicht dieses ganze Leben eine erbärmliche Comödie — vom Beginn bis zum Schluß? Lassen Sie uns darüber nicht streiten."

Der Maler neigte zustimmend sein Haupt. „Und worin soll ich Ihnen zur Seite stehen?" fragte er. „Sie sehen mich bereit."

Die Palastdame setzte ihm auseinander, daß sie von ihm die Entwürfe zur Ausschmückung der Festräume und zu den Costümen erwarte. Weiter wolle sie seine Zeit nicht beschränken.

Die Art und Weise, wie sich Bella von Garten ihm gegenüber gab, war so eigenthümlich, daß man es ein Gemisch von Liebenswürdigkeit und abstoßendem Stolz nennen konnte. In manchen Minuten schien sie die Aristokratin völlig zu vergessen, um gleich darauf einen eisigen Ton anzuschlagen.

„Nun, ich will sehen, ob ich für Tapezierarbeiten und Schneidereien das rechte Geschick besitze," meinte Gontram Wulfen. „Darf ich die Räume in Augenschein nehmen?"

„Ich werde Sie führen," entgegnete Bella und erhob sich von ihrem Schaukelstuhl, um ihm wie eine Königin voranzuschreiten.

XI.

Im Cabinet des Fürsten.

Gontram Wulfen hatte seine Entwürfe beendet, und sie errangen den Beifall Bella's und des fürstlichen Paares. Die Marquise sagte ihm manches Schmeichelwort, und Albert Halvar rief ihn eines Tages in das Cabinet des Fürsten, weil dieser ihm selbst danken wollte. Auf dem Wege zum Schlosse erzählte er dem Maler, daß sein Versuch, die Phalanx der Feinde zu spalten, vergebens gewesen sei. Zwischen der Palastdame und dem Baron von Werden, dem Hofmarschall und Oberceremonienmeister bestehe nicht nur das alte, vertraute Verhältniß, dasselbe sei auch in der neuesten Zeit verstärkt, wie er aus gewissen Anzeichen annehmen müsse. „Man wird einen Hauptstreich führen, der mich aus dem Sattel heben wird," schloß er seufzend und sah finster darein.

„Wankt der Fürst schon?" fragte Gontram Wulfen.

„Nein; aber er wird nicht mehr lange fest stehen," erwiderte Halvar.

„Dann muß ich wohl eingreifen," lächelte der Maler.

„Was werden Sie vermögen?" erwiderte der Cabinetsrath; „es ist eine zu starke Partei, die aus der Verbindung aller höfischen Elemente hervorgegangen ist. O diese Belladonna! Sie ist der Kitt, sie ist zum Mittelpunct geworden. Freilich lockt ein hohes Ziel diese seltene Frau, eine Herzogskrone!"

„Doctor, Sie schwärmen," lachte Wulfen.

„Nicht also; ich weiß aus sicherer Quelle, daß sie mit dem Hofe zu D. in Verbindung steht," lautete die Entgegnung, „ja, daß man ihr die Hand des Prinzen Emil zugesagt hat, wenn es ihr gelingt, die Nachfolge des Prinzen im hiesigen Fürstenthum zu sichern. Das ist der Grund ihrer Intriguen, die dahin gehen, alle Sonderinteressen der Kleinstaatler in den Hintergrund zu drängen und sie zu einem geschlossenen Ganzen zu vereinigen. Im Lager unserer Gegner wird sie schon nicht mehr Belladonna genannt, vielmehr als Schutzgeist betrachtet. Ich habe die Aussicht auf Sieg aufgegeben."

Gontram hatte scheinbar ruhig die Rede angehört, nur als Halvar von dem Project einer Heirath zwischen dem Prinzen Emil und der Marquise sprach, zuckten die Muskeln seines Antlitzes rasch zusammen. Als der Cabinetsrath geendet hatte, fragte er, ob Jener dem Fürsten Aufschluß über die Motive der Marquise gegeben habe.

„Das wäre ein entschiedener Fehlgriff gewesen," antwortete Halvar; „Wenzel hätte meine sogenannte Leichtgläubigkeit verlacht, wenn er mich nicht schließlich selbst als Verleumder betrachtet haben würde."

Wulfen ging schweigend und in Gedanken neben Halvar her. Sie waren bei dem Schlosse fast angekommen, da erhob er sein blitzendes Auge und bat Halvar auszuhalten. „Wir müssen, wir werden siegen," sagte er. „Ich trete

in die Schranken, und man mag sich, gegen den Plebejer anzulaufen, vorsehen. Unsere Fahne liegt noch nicht zu Boden."

„Welchen Plan besitzen Sie?" fragte der Cabinetsrath.

„Das ist mein Geheimniß vor der Hand," war die Antwort; „das genüge Ihnen, daß ich schon heut in Action trete. Ist Golo vielleicht der Vermittler zwischen dem Prinzen Emil und der Marquise?"

Der Cabinetsrath wußte darauf keine Antwort zu geben. Die Beiden betraten das Schloß, und Albert Halvar führte den Maler in das Arbeitszimmer des Fürsten, das durch eine Thür mit den Gemächern Juliens in unmittelbarer Verbindung stand. Die Fürstin betrat jedoch sehr selten das Cabinet ihres Gemahls, weil dieser es nicht gern sah und durch solchen Ueberfall, wie er es nannte, verstimmt wurde. Das Zimmer war ziemlich geräumig und enthielt eine sorgsam ausgewählte Bibliothek, einen Arbeitstisch, auf dem sich ein kostbares Schreibzeug und mehrere Briefbeschwerer befanden, einige Stühle um einen großen ovalen Tisch und ein Ruhebett, dessen Polster mit dunklem Plüsch überzogen war.

Wenzel empfing den Maler mit großer Freundlichkeit, dankte ihm für die Entwürfe zu dem Maskenfeste, von dem er sich viel Vergnügen versprach. Wulfen hörte ihm beistimmend zu, äußerte aber, daß das Vergnügen sich noch steigern ließe, wenn die Maskerade wirklich das werde, was

sie sein sollte, wenn man den Fürsten in seiner Verkleidung nicht erkenne. Er erinnerte an den Ursprung des Maskenfestes.

Wenzel hörte ihm lächelnd zu und meinte sodann, daß die Bewahrung des Incognito kaum möglich sein werde. Dem widersprach der Künstler, wenn der Fürst gegen Jeden Verschwiegenheit bewahren wolle.

„Selbst gegen die Fürstin?“ fragte Wenzel, und da Gontram Wulfen dies bejahte, fuhr er fort: „Ich möchte wohl wissen, wie man es also verbergen kann, daß in meinem Costüm nicht ich stecke.“

„Auf die einfachste Art von der Welt,“ antwortete Wulfen; „Ew. Durchlaucht hat Ihr Costüme mit dem eines Anderen nur zu tauschen nöthig.“

„Und Sie wären der Andere?“ fragte Wenzel. Der Maler verbeugte sich: „Allerdings.“ Der Fürst dachte einen Augenblick nach, dann meinte er, daß der Vorschlag zu prächtigen Verwechselungen Anlaß geben könnte. Er verglich seine Gestalt mit der Wulfen's und äußerte sodann, er wolle auf den Tausch eingehen. Er werde auch für eine Einladungskarte für den Director sorgen.

Man besprach nun noch die Costüme; Wenzel's sollte das eines mittelalterlichen Großsultans nach dem Entwurfe bleiben, Wulfen wollte einen weiten Pantalonanzug tragen. Unter den beiden Kleidern ließ sich eine etwaige Ungleichheit der Figuren, der Gangarten und Bewegungen verbergen.

Als Wulfen sich entfernen wollte, trat der Fürst auf ihn zu. „Herr Director," sagte er, „ich höre, daß sie im Auftrage des Prinzen Emil ein Bild malen: Simson und Delila. Man hat Sie mit der Mittheilung bei mir verdächtigen wollen. Es ist dem Schreiber dieses Briefes nicht gelungen." Er hielt dem Maler ein Schreiben hin; dieser durchflog es und bemerkte, er glaube, daß er den Verfasser auf dem Balle entdecken werde. Dann wolle er ihn dem Fürsten vorstellen.

Die Audienz war zu Ende. Albert Halvar nahm Wulfen's Stelle in dem Cabinet ein und fand den Fürsten heut besonders gut aufgelegt. Der Director, sagte Wenzel, sei ein ausgezeichneter Mann, und er müsse ihn als Künstler näher kennen lernen. Er wolle Gontram deshalb in seinem Atelier aufsuchen, ohne daß Jemand eine Ahnung davon habe. Der Cabinetsrath solle zu Jedem schweigen, auch zu dem Maler.

„Durchlaucht, Sie werden ihn in Verlegenheit dadurch setzen, wenn Sie ihn in seinem Arbeiterkittel treffen," wandte Albert Halvar ein. Der Fürst aber behauptete, er kenne den Director besser, der lasse sich durch nichts in Verlegenheit bringen, und das wäre sein unleugbarer Vorzug.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Gontram das Schloß verlassen wollte, trat ein Diener der Marquise auf ihn zu und ersuchte ihn, zu folgen. Das geschah.

Wulfen fand Bella von Garten in seltsamer Stimmung; sie war aufgeregt und wollte es nicht scheinen. Sie lächelte gezwungen und scherzte in einer Weise, welche von Harmlosigkeit weit entfernt war. Gontram gab sich den Anschein, als bemerke er das nicht und gehe auf den Scherz ein. Plötzlich fragte sie ihn, was er bei dem Fürsten gethan, und weshalb der Cabinetsrath ihn zu jenem geführt habe.

„Das sollten Sie nicht errathen, Frau Marquise?" entgegnete Wulfen. „Seine Durchlaucht sagte mir einige verbindliche Worte über die Costümentwürfe und zeigte mir schließlich einen Brief, der die böswillige Denunciation enthielt, ich stehe im Solde des Prinzen Emil."

„Und was haben Sie darauf erwidert, Herr Director?" fragte Bella.

„Daß die Denunciation völlig Recht habe, ich male Simson und Delila für den zukünftigen Herzog von D. Weiter jedoch habe ich, ihn zu kennen, nicht die Ehre," antwortete der Maler.

„Und wie sah Seine Durchlaucht bei Ihrer Erwiderung aus?" examinirte die Marquise weiter.

„Er schien das Ansehen zu besitzen, als sehe er es selbst nicht gern, daß ich für Jemand anders als für ihn arbeite," antwortete der Maler.

„Bekundete er großen Widerwillen gegen den Prinzen Emil?"

„Darüber habe ich keine Entscheidung," versetzte der Maler. „Seine Durchlaucht schien aber sehr zufrieden zu sein, als ich ihm die Versicherung gab, daß er bei allen zukünftigen Gemälden das Vorkaufsrecht haben solle."

Bella von Garten schien befriedigt zu sein und plauderte fortan in graciöser Weise. Sie äußerte, daß sie Simson und Delila in Augenschein nehmen wolle, sie werde den Maler überfallen, ehe er es sich denke.

Nach einer halben Stunde verabschiedete sich Wulfen, da der Hofmarschall und Oberceremonienmeister Baron von Werden gemeldet und von der Marquise angenommen wurde. An der Thür trafen die beiden Männer auf einander und verbeugten sich.

Als die Thür sich hinter Wulfen geschlossen hatte, tänzelte der grauhaarige Hofmarschall auf die Marquise zu, küßte mit süßlicher Miene die Hand Bella's von Garten, zeigte dann mit dem Daumen der rechten Hand über die Schulter nach der Thür und sagte: „Ein sehr unangenehmer Mann."

„Ich glaube Ihnen, lieber Hofmarschall, daß Sie ihn nicht lieben; denn es kann nicht leicht zwei verschiedenere Menschen geben, als Sie und er sind."

Der Baron schmunzelte zu diesen Worten Bella's wohlgefällig: „Allerdings. Was aber wollte er hier, gnädige Frau? Ich denke, daß seine Arbeiten zum Feste beendet sind, und daß wir ihn also nicht mehr brauchen. Er ist

mit unserem Gegner, dem bürgerlichen Cabinetsrath, sehr liirt. Lassen Sie ihn fallen; er ist ein schädlicher Mensch. Ich hasse ihn."

„Und haben sich zu einer großen Thorheit hinreißen lassen," erwiderte die Marquise, „daß Sie ihn bei Seiner Durchlaucht denuncirten. Die Folge davon war, daß er in das Cabinet des Fürsten beschieden wurde und es in höherer Gunst, als er jemals besessen hatte, verließ."

„Woher wissen Sie, daß ich — ?" meinte der Hofmarschall betroffen; doch die Dame fiel ihm in die Rede: „Für mich war das zu ersehen eine Kleinigkeit. Uebrigens ist Seine Durchlaucht sehr ergrimmt, und kommt es jemals an das Tageslicht, daß Sie das Billetchen schreiben ließen, so ist die allerhöchste Ungnade gewiß."

„Um Gottes Willen, Frau Marquise, schweigen Sie gegen Jeden," bat der Hofmarschall mit ängstlich gefalteten Händen; „lassen Sie keinen Hauch über Ihre Lippen gehen. Ich beschwöre Sie deshalb. Sie haben mich zu schelten Recht; es war eine Narrheit, der ich mich schuldig gemacht habe."

„Wohl, ich werde schweigen; aber versprechen Sie mir auch, daß Sie ohne mich keinen Schritt thun wollen," antwortete sie. Er schwur ihr das zu und erklärte dann, daß er von dem Minister Grafen Saldern komme, der sich auf den Nachmittag zu einer kurzen Besprechung einlade. Er

habe der Frau Marquise wichtige Nachrichten zu bringen. Man müsse die Entscheidung bald herbeiführen.

„Gewiß,“ sagte sie. Auch sie hatte Nachrichten aus D. erhalten; aber sie hielt dieselben zurück, obgleich sie sehr wichtig waren. Dem Prinzen Emil und seiner Mutter war eine längere Verzögerung durchaus nicht gelegen. Wenn in vierzehn Tagen keine Entscheidung herbeigeführt sei, lautete die Botschaft weiter, werde Prinz Emil nach G. reisen und sich um die Hand der Tochter des großherzoglichen Hauses dort bewerben. „Beim Fest muß der Würfel fallen, das ist geboten.“

Noch ehe der Staatsminister sich bei der Marquise am Nachmittage einstellte, erschien Golo, um ihr zu berichten, daß die Anzeichen darauf hindeuteten, Fürst Wenzel sei zu einer deutschen Convention bereit, und zu diesem Zwecke werde der geheime Legationsrath von Osten schon am Ende der nächsten Woche eintreffen.

„Gerede von Zofen und Kammerdienern,“ versetzte Bella.

„Dieses Mal ist es etwas mehr,“ lächelte Golo; „ich besitze einen Brief des Herrn Dr. Halvar an den Minister von Gunsdorf; aber der Brief hat mir viel Mühe und Auslagen bereitet, und ich muß ihn zurückliefern.“

Die Marquise forderte den Brief und las:

„Eurer Excellenz habe ich zu melden, daß mein durch„lauchtigster Herr dem Gedanken des Aufgehens unseres „kleinen Staates in dem großen Einheitsstaate nach wie

„vor geneigt ist. Der günstige Augenblick scheint mir jetzt „gekommen zu sein. Senden Sie uns bald, um die Sache „zum Abschluß zu bringen, einen fähigen Diplomaten —“

Hier brach Bella im Lesen ab und wandte sich zu Golo. „Wie viel kostet der Brief, wenn ich ihn behalten darf?“ fragte sie; „sind Sie mit fünfzig Goldstücken zufrieden?“

Golo küßte ihre Hand und versicherte, daß Sie wunderbare Ueberredungsgabe besitze. Bella ging zu ihrem Schreibtisch, nahm aus einem Fache eine Börse und reichte sie ihrem Agenten. Golo versenkte sie mit einem Dankesblick in die Brusttasche.

XII.
Die Nachricht.

Golo ging bis zur Thür und blieb dort stehen, als ob ihm etwas in den Sinn komme. Bella war das nicht entgangen; denn ihre Blicke hatten ihn nicht verlassen. „Was haben Sie noch?“ fragte sie. Golo zuckte die Achseln, kehrte dann um und sagte: „Was ich noch hätte, wird der Frau Marquise keine Neuigkeit mehr sein.“

Bella forderte, daß er die Nachricht ihr mittheilen möge, und der Agent bemerkte, jede Silbe betonend: „Der geheime Legationsrath von Osten trifft in zwölf Tagen hier ein.“ Die Marquise stutzte.

„In zwölf Tagen? Ist das sicher?“ fragte sie.

„Allerdings, — die Nachricht stammt aus folgender Bemerkung, die der Geheimerath von Osten in sein Notizbuch geschrieben hat.“ Mit diesen Worten überreichte er der Marquise einen Zettel und fügte hinzu: „Es ist die getreue Copie des Originals. Ich habe sie vielleicht über den Werth mit zwanzig Goldstücken bezahlt.“

Bella, die beim Lesen momentan erbleicht war, äußerte: „Diese Nachricht ist mir freilich nicht neu; aber Sie sollen Ihr Geld nicht umsonst gegeben haben.“ Sie ging wieder zu ihrem Schreibtische und nahm die geforderte Summe. „Sie bleiben in der Residenz,“ fügte sie im befehlenden Tone hinzu, „daß ich Sie stets, wenn ich Sie brauche, zur Hand habe.“

„Ich weiß nicht,“ wandte Golo ein, „wie es kommt; aber ich fühle mich hier nicht sicher. Es ist mir, als ob ich über ein dünn zugefrorenes Wasser schritte, — ich befürchte bei jedem Schritt einzubrechen und von den dunklen Fluthen verschlungen zu werden. Ich passe nicht für kleine Städte; das Terrain, auf dem ich aufathme, ist die Weltstadt.“

„Ich bedarf Ihrer aber hier,“ versetzte die Marquise; „das ist genügend.“

„Wenn Sie es also meinen, so muß ich mich fügen,“ erwiderte Golo; „ich werde mich in dem Gasthofe zum braunen Bären einquartieren.“

„Nein, ich wünsche nicht, daß Sie hier gesehen werden," entgegnete Bella; „wie Sie wissen, besitze ich hier in der Umgegend ein Landhaus, eine Villa, die jetzt gar nicht bewohnt wird. Dort werden Sie leben."

„Die Villa gehörte zum Zurblüh'schen Besitz, der in die Hände Ihres verstorbenen Herrn Gemahls überging, — meinen Sie diese?"

„Allerdings." — Golo verneigte sich und ging. Der Aufenthalt dort, den die Marquise ihm angewiesen hatte, war ihm aus früheren Zeiten verhaßt; er mahnte ihn an einen Vorfall, den und dessen Folgen er gern in den Strom der Vergessenheit getaucht hätte. Hierher hatte sich Aurora von Zurblüh nach dem Tode ihres Gemahls begeben, und von hier waren ihre Bemühungen, sich mit dem Hofe von X. in Verbindung zu setzen, ausgegangen, bis eines Tages die Gläubiger sie und ihren treuen Diener Golo vertrieben. Er gedachte jetzt wieder der verzweifelnden Wittwe, deren Dienst er sich geweiht hatte, und wie er sie getröstet habe. Das war eine dunkele Stunde in seinem Leben gewesen, als sie aus dem Landhause gestoßen wurden. Seitdem haßte er es, und jetzt sollte er dort weilen, in dem Hause, das er lieber heruntergebrannt hätte. Er war aber kein so vorurtheilsvoller Mann, daß er sich nicht gefügt und seinen Weg nicht zu dem Orte genommen haben sollte, der ihm zum Aufenthalt bestimmt war.

Er verließ den Schloßflügel, den Bella bewohnte, durch

eine Hintertreppe, die ihn zu einer buschigen Stelle des winterlichen, fürstlichen Parkes führte. Von hier aus ging er nicht dem gewöhnlichen Ausgang zu, nahm vielmehr seinen Weg rasch nach den Puncten, die ihn beobachtenden Augen entzogen, um sich dann einer Pforte zu nähern, die ihn in das Freie und nicht in die Straßen der Residenz brachte. Von hier hatte er bald die Chaussee erreicht, welche nach D. führte. Dort lag ein Gasthof der niedrigsten Classe, eine Ausspannung, welche von den Bewohnern der Stadt gar nicht beachtet wurde, und in der meist nur reisende Handwerksburschen und Landleute abstiegen. Golo hatte hier sein Pferd eingestallt, wie er da auch ein gern gesehener Gast war, mit dem sich Jeder gut verhielt.

Sein Thier wurde ihm vorgeführt, und der Wirth fragte den Aufsitzenden, ob er ihm keinen Auftrag zu geben habe. „Ihr habt nichts weiter zu thun, als die Briefe, welche hierher an mich kommen, an Euch zu nehmen, um sie mir richtig zu übergeben, wenn ich jeden Abend bei Euch eintreffe. Habt Ihr verstanden?“ lautete Golo's Befehl.

„Ah, Sie werden Ihre Wohnung in der Nähe nehmen,“ meinte der Wirth; „warum nicht bei mir, wo Sie so sicher wie nirgend sonst leben würden?“

„Freundchen, das geht nicht.“ Mit den Worten setzte er seinem Gaul die Sporen in die Seiten und flog seinem künftigen Aufenthaltsorte zu, dem einsamen Landhause, das

schon seit Jahr und Tag nur von einer alten Frau bewohnt wurde, die fast menschenscheu war.

Erst nach vielfachem Klopfen öffnete diese. Sie war schon von der Ankunft Golo's unterrichtet. „Seid Ihr der Mann, welcher hier wohnen soll?“ fragte sie. Golo schaute sie scharf an, dann versetzte er: „Allerdings bin ich das, wie Ihr Brigitte seid. Kennt Ihr Golo nicht?“

„Haha!“ lachte die Alte, „so hat die Marquise alte Bekannte zusammengebracht. Entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht erkannt habe; aber meine Augen sind trübe geworden. Sie sehen noch stattlich aus.“

„Drinnen mehr; jetzt muß ich mein Pferd zuerst unter Dach und Fach bringen. Ist noch Alles wie früher?“

„Gewiß, es hat keine Hand sich daran gemacht, seitdem die Gerichtsdiener die Frau Gräfin und uns aus dem Hause jagten,“ antwortete Brigitte; „Niemand hat es betreten, bis ich hier durch der Frau Marquise Gnade einzog. Ich selbst habe mich nur um mein Stübchen und die Küche bekümmert, und dann habe ich ein Zimmer auf Befehl der gnädigen Frau in Stand gesetzt. Das war eine Arbeit; der Staub lag Hände hoch. Die Zeit geht mit der Verwesung Hand in Hand.“

Golo stallte sein Pferd ein und begab sich dann zu der Alten. Diese erzählte ihm, daß es ihr sehr traurig ergangen, und daß sie dem Hungertode nahe gewesen sei, als Bella sich ihrer angenommen und ihr hier ein Unterkommen

angewiesen habe. Seitdem lebe sie still vor sich hin und möge mit der Welt nichts zu schaffen haben.

„Und lebt so still, daß Ihr die Hände in den Schooß legt, statt Euch zu rühren und Reinlichkeit und Ordnung zu schaffen," versetzte Golo ungehalten; „ist das Eure Dankbarkeit gegen die Marquise, die sehr mißgestimmt werden dürfte, wenn sie der Zufall oder sonst etwas hierher führte, und sie wahrnähme, wie hier Alles bestellt ist."

„Aber es hat mir doch Niemand etwas aufgetragen," entschuldigte sich Brigitte; „ich habe geglaubt, daß die gnädige Frau mir aus Barmherzigkeit hier das Gnadenbrod zukommen lasse, ohne daß ich zu etwas verpflichtet sei. Ich mußte das annehmen, Herr Golo, — ich versichere es Ihnen. Wenn Sie aber meinen, so werde ich morgen Ordnung zu machen suchen."

„Thut das, Brigitte! Und jetzt besorgt mir etwas zu essen." — — — — — — — — — — — — — —

Zu gleicher Zeit, da in dem Landhause das so eben mitgetheilte Gespräch stattfand, saßen sich Bella und der Staatsminister Graf von Saldern in dem Zimmer der Ersteren gegenüber. Sie hatte ihm den Zettel gereicht, welcher die Copie der Notiz des Legationsrathes von Osten enthielt, und seine Stirn war von düsteren Wolken bedeckt.

„Was ist dabei zu thun?" fragte der Minister in dumpfem, trostlosen Tone; „wir sind verloren, vernichtet und zerschmettert."

„Noch nicht," antwortete sie; „uns bleibt noch Zeit, und Sie kennen das Sprichwort. — Nein, Graf, noch dürfen wir über die Nachricht nicht verzweifeln. Erst wenn wir uns verloren geben, kann unser Gegner über uns mit Fug und Recht triumphiren. Saldern, Sie sind ein Mann und werden sich von einer Frau nicht beschämen lassen."

„Frau Marquise, Sie hoffen noch, — ich weiß nicht worauf," lautete seine Rede; „Seine Durchlaucht ist entschieden, und um ihn in seinem Entschlusse nicht zum Wanken kommen zu lassen, steht Halvar an seiner Seite. O dieser Journalist, dieser Intrigant!"

„Sie meinen mithin, daß Halvar nur beseitigt zu werden brauchte, um den Fürsten für uns zu gewinnen?" fragte Bella aushorchend.

„Gewiß, Sie wissen das ebenso wohl wie ich," antwortete Saldern; „Marquise, Sie denken doch aber nicht an, — ich wage nicht das Wort auszusprechen, — O!"

— „An Mord?" ergänzte Bella seine Rede; „o nein, das würde uns zu nichts führen, im Gegentheil nur schaden; denn Seine Durchlaucht hätte uns zu hassen und zu mißtrauen allen Grund. Er würde sich von uns gänzlich losmachen und sei es mit Hilfe des Auslandes und seiner augenblicklichen Thronentsagung. Aber es giebt, dem Himmel sei Dank! noch andere Mittel, um diesen Doctor Albert Halvar zu entfernen. Glückt es mir nicht früher, dann auf dem Maskenfeste."

„Ja, das Maskenfest!" stimmte Saldern zu; „dort werden wir den modernen Harun-al-Raschid gehörig einseifen. Wenn dann Halvar verschwunden ist, — Marquise, wie werden Sie das aber ermöglichen?"

„Sie wissen, daß Halvar die Tochter Zehdenick's liebt," meinte Bella. „Die süße Cordelia soll das Leitseil sein, an dem ich den wackern Deutschen in alle Ewigkeit hineinsende. Lassen Sie mich nur machen, und haben Sie Ihre Freude daran. Wir regieren die Menschen, wenn wir ihre Schwächen kennen und dieselben benutzen. Das ist stets die Weisheit der Tyrannen und der Demagogen gewesen. Lernen wir von ihnen, und wenden wir das Gelernte richtig an."

Der Minister stimmte ihr bei, pries ihre Weisheit und Kühnheit; sie sei der Schutzengel des Landes. Bei Alledem vermochte er seiner Besorgniß doch nicht völlig Herr zu werden, daß man Schiffbruch leiden könne. Die Nachricht von Osten's naher Ankunft habe ihn elektrisirt, so daß er die Schwingungen noch in jedem Blutstropfen fühle.

„Wie verschieden die Menschen sind!" sagte sie; „mir schlägt das Herz freudiger, je mehr es zum Handeln geht."

In diesem Augenblick ließ sich ein leiser, schwirrender Ton vernehmen.

„Die Fürstin verläßt ihr Cabinet," sagte die Marquise, „und wird sogleich hier sein. Gehen Sie auf mein Spiel ein." Die Thür, welche zu dem dunklen Gang führte,

öffnete sich leise, und die Fürstin zeigte sich auf der Schwelle; die Beiden schienen keine Achtung darauf zu haben.

„Allerdings haben Ew. Excellenz Recht,“ sagte Bella, als ob sie dem Andern auf eine Rede etwas erwidere, „ich bin die Freundin Ihrer Durchlaucht; aber eben deshalb darf ich Ihr Gesuch nicht befürworten. Sie und die Ihren dürfen bei dem Feste nicht fehlen.“

„Wie? Was muß ich hören?!“ rief Julie laut und trat vor; „Sie wollen bei dem Feste, das uns bevorsteht, nicht zugegen sein?“

„Und zwar aus dem Grunde, weil der Herr Graf von Saldern die Ansicht besitzt, Seine Durchlaucht habe ihm einen Theil seiner Huld entzogen. Sollten Sie das glauben, Durchlaucht.“

„Herr Minister,“ äußerte Julie, „ich bekümmere mich wenig um Staatsangelegenheiten; aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn ich Ihnen die Versicherung nicht geben könnte, daß mein Gemahl Ihnen nach wie vor ergeben ist. Nicht wahr, meine Bella?“ Die Marquise machte eine zustimmende, ceremonielle Verbeugung.

„Meine Fürstin,“ äußerte der Minister, „Sie bereiten einem alten Diener des Thrones durch Ihre Worte eine tiefe Freude; daß ich es mit Aufopferung meines Lebens beweisen könnte!“ Er küßte ihr mit der Miene der herzigen Erregtheit die Hand, ehe er sich entfernte.

„Der gute, alte Mann!“ äußerte Julie; „ja, er liebt uns wahr.“

„Die Marionette, der Comödiant!“ waren Bella's Gedanken, als ihre dunklen Augen dem Staatsmanne folgten. Laut sagte sie: „Du hast Recht, Julie, Ihr habt noch treue Freunde, und zu diesen scheint der Graf zu gehören; aber auch Gegner, welche Verrath spinnen.“

„Wen meinst Du, Bella?“ fragte Julie; „ich dachte, Wenzel besitze keinen Feind. O, Du mußt Dich täuschen.“

„Wollte das der Himmel!“ erwiderte die Marquise; „jedenfalls hast Du Dich zu ängstigen nicht nöthig. Ich habe gute Augen und wache.“

Die Fürstin umarmte die Jugendfreundin mit Zärtlichkeit. Dann machte sie ihr Vorwürfe, daß sie an dem Tage noch nicht zu ihr gekommen sei. Bella entschuldigte sich mit Arbeiten.

„Sicher hast Du wieder geschrieben,“ meinte Julie.

„Du hast das Richtige getroffen,“ bejahte Bella.

„Ich muß sehen, was Du so viel schreibst,“ rief die Fürstin und trat auf den Schreibtisch zu. „Bist Du unter die Schriftstellerinnen gegangen?“ Sie nahm das Blatt, das die Notiz von Osten's Ankunft enthielt. Bella verhinderte sie, daß sie die Nachricht lese.

„Was hast Du also Geheimes,“ fragte Julie empfindlich, „daß Du es mir entreißt? Ist das Freundschaft gegen mich, deren Herz vor Dir stets offen liegt?“ die Marquise um-

armte die Fürstin. „Meine Julie!“ entgegnete sie; „Du hast Recht, Du sollst Alles erfahren; aber nicht sogleich, — nicht jetzt.“

Bei den Worten warf sie das Blatt in den Kamin, dessen Flammen es sogleich verzehrten.

Die Fürstin ließ jedoch nicht ab, sogleich wissen zu wollen, was Bella treibe. Die Marquise schien nachzugeben. Sie erzählte der Fürstin, daß sie Entwürfe schon für den nächsten Sommer mache, bat aber, nicht in die Details dringen zu wollen. Die Ueberraschung müsse Allem zu Hilfe kommen.“

„Arbeitest Du mit Wulfen?“ fragte die Fürstin.

„Ich ziehe ihn hin und wieder zu Rathe,“ lautete die Antwort.

„Nichts weiter? Die Künstler pflegen den freien Herzen gefährlich zu werden, namentlich dieser Wulfen, von dem Wenzel ebenfalls behauptet, daß er ein Mann von Herz sei. Bella! Bella! Nimm Dich in Acht, daß er Dich nicht kapert, der Pirat.“

Die Fürstin wollte über ihren Scherz in ein helles, fröhliches Lachen ausbrechen, verstummte aber, als sie die Stirn der Jugendfreundin sich verdunkeln, ihre Züge ungewöhnlich ernst werden sah. „Ich bin aus den Jahren, wo die Wallungen des Blutes die Dämme des Verstandes sprengen sollen,“ versetzte die Palastdame; „mein Herz schlägt

nur für die Freundschaft. Meinst Du, ich könnte jemals seine Abstammung vergessen?"

„Sagtest Du nicht neulich, als die Frau von Krachting über den bürgerlichen Museendirector glossirte, die Kunst adele?" warf Julie ein.

„Allerdings; aber deshalb bin ich noch nicht verliebt und gebehrde mich nicht wie ein dreizehnjähriges Mädchen, das sich Jedem an den Hals werfen würde, wenn nicht die drohende Frau Gouvernante heilsam hinter ihr stände. Selbst wenn Wulfen angenehmere Züge besäße, als dies der Fall ist, würde seine Kunst und sein Wesen mein Herz nicht schneller schlagen machen. Ich achte ihn; aber ich liebe ihn nicht. Liebe? Was ist sie im Grunde anders als das Gefühl der Unselbstständigkeit, der Schwäche? Ich jedoch fühle mich keineswegs unselbstständig und schwach. Man hat mich Belladonna genannt, und ich bin der Ansicht, daß die Toll- oder Teufelskirsche ein schlechtes Symbol für die Liebe ist. Nein, Julia, Wulfen wird mir, — so hoch ich sein Talent schätze, — nie gefährlich werden."

Die Fürstin meinte, die Freundin beleidigt zu haben, und bemühte sich, ihren Unmuth zu verscheuchen. Es schien ihr auch zu gelingen, und nach einer halben Stunde entfernte sie sich, — zufrieden, daß Bella wieder heiter blickte. Diese geleitete Julie bis zu dem Gange; als der schwirrende Ton zeigte, daß jene die Thür zu ihren Gemächern öffene, zogen sich wieder die schönen Augenbrauen zusammen.

„Ich ihn lieben? Niemals!“ sprachen ihre Lippen fast unhörbar; „mein Weg führt zum Thron, — oder in das Grab. Ein Anderes giebt es nicht, soll es nicht geben.“ Ihre Augen blitzten demantenhell, ihre Blicke waren die einer triumphirenden Königin.

XIII.
Qui pro quo.

Die Säle und Zimmer des Schlosses, welche für das Maskenfest bestimmt waren, zeigten das Abbild eines idealen Parkes mit Grotten und Springbrunnen. Hier sah man Palmen, dort aus einem Orangengebüsch riefen die Klänge der Musik zum Tanz. An anderen Orten zeigten sich Büffets, die mit ausgesuchten Delicatessen und Weinen bedeckt waren. In Lauben, welche für das Publicum sonst, sobald sie betreten waren, unzugänglich gemacht werden konnten, standen servirte Tische für kleine Gesellschaften von höchstens vier bis sechs Personen.

Man hatte über die Vorbereitungen und die Ausstattung viel in der Stadt gesprochen und geredet; aber jeder Festtheilnehmer war in seinen Erwartungen übertroffen worden. „Hier hat die Phantasie eines Ariosto gearbeitet,“ lautete der Gedanke der mit dem großen Dichter Bekannten.

„Wie schön! wie exquisit,“ ließ sich eine graziöse Fischerin vernehmen.

„Ja, es ist magnifique," näselte eine corpulente Jungfrau von Orleans, und ihr stimmte Amazily, die schöne Mexikanerin aus Spontini's Cortez, im lispelnden Basse bei.

War die Decoration der Festräume prächtig, so konnte man dies ebenfalls von den Costümen der Eingeladenen sagen. In wunderbar buntem Gemische bewegten sich Christen und Heiden, Götter und Bajazzi durcheinander. Da fehlte weder Mephistopheles noch der Engel des Lichts, weder Hamlet noch der Arlecchino, weder der Bergschotte noch Othello, der Mohr von Venedig. Marquis Posa ging Arm in Arm mit dem Großinquisitor, Shylock mit dem edelmüthigen Antonio, Maria Stuart mit der hochblonden Königin Elisabeth.

Es war eine eben so große wie glänzende Gesellschaft, die sich in den fürstlichen Sälen bewegte: die Aristokratie weit umher: Grafen, Barone und Freiherrn mit ihren Familien; aber das Maskengeheimniß war gewahrt und unterstützte den Scherz und den gewandten Witz. Die Fröhlichkeit herrschte allgemein, und der Rittmeister von Hochstetten, der als leibhaftiger Gottseibeiuns bis zur Mitternachtsstunde, da sein Dienst heut als Commandeur der Schloßwache begann, sich in dem bunten Trubel herumtummeln konnte, äußerte zu der Oberjägermeisterin von Reßmann, welche eine Zigeunermutter darstellte, er habe sich auf Cavalierparole selten also amüsirt.

„Ja, vortrefflich, Herr Rittmeister," lautete die Ant-

wort der Dame; „aber ich bin auch überzeugt, daß hinter der Mummerei sich manche Intrigue anzettelt. Nicht Jeden erkennt man wie uns Beide."

„Gewiß nicht," meinte der Rittmeister; „ich wundere mich schon, daß es Ihnen, verehrte Frau, mir meinen Namen in die Hand zu schreiben, gelungen ist. Fast möchte ich glauben, daß Verrath dahinter steckt."

„Vielleicht," lachte die alte Dame, „oder Indiscretion! Nun aber sagen Sie mir, Hochstetten, wer Seine Durchlaucht ist. Sie kennen ja den Hof."

„Die Maske Seiner Durchlaucht ist wohl Ihnen nur ein Geheimniß, obgleich sich Jeder stellt, als kenne er ihn nicht," erwiderte Hochstetten. „Sehen Sie dort jenen Sultan? Das ist Fürst Wenzel."

„Um den sich Alles drängt?"

„Allerdings; das Fest muß ihn doch belustigen," bemerkte der Officier; „dabei kann ihm Jeder eine Liebenswürdigkeit, eine Schmeichelei sagen, die er dann für baare Münze nimmt. So wird ihm auch Dieses und Jenes an das Herz gelegt, was man sonst zurückhält. Sie wissen ja, Frau Oberjägermeisterin, wie man das nennt." Er lachte herzlich.

Die Oberjägermeisterin hob schelmisch drohend die Krücke, die sie in der Hand hielt: „Sie sind ein arger Mephistopheles, lieber Hochstetten. Weshalb benutzen Sie aber nicht die günstige Gelegenheit?"

„Wenn man einen Staatsminister zum Oheim besitzt, bedarf man nicht der Protection des Fürsten," versetzte der Rittmeister.

Ein Pierrot hatte unbeachtet diesem Gespräche gelauscht, jetzt entfernte sich derselbe und mischte sich unter das bunte Gedränge.

„Ich glaube, jener weiße Bursche hat uns behorcht," fuhr Hochstetten in ungehaltenem Tone fort und wollte ihm nacheilen, um ihn für seine Unverschämtheit zu bestrafen; aber Frau von Reßmann hielt ihn zurück und stellte ihm vor, daß er sich des größten Vergehens, des Bruchs der Maskenfreiheit schuldig machen könnte. Lieber solle er ihr die Fürstin zeigen.

„Sie plaidiren für die Maskenfreiheit und verführen mich, zum Verräther zu werden," scherzte der Rittmeister in wieder heiterem Tone; „doch ich bin Ihnen zu Diensten: dort jene Königin der Nacht ist Ihre Durchlaucht."

„Und die Palastdame, die Belladonna?" fragte die Oberjägermeisterin.

„Ich bitte Sie, lassen Sie den Namen fallen," bat Hochstetten; „ich gab ihn dem Schutzgeist des Landes, wie mein Oheim sie nennt, ehe ich die Marquise wirklich in ihrem Werthe erkannte."

„Sehr wohl, wer ist sie aber?"

„Ich vermuthe jene stolze Diana."

„Ein wunderbarer Wuchs, eine königliche Gestalt! Und

welche Pracht! Diese Diamanten sind Hunderttausende werth!" rief Frau von Reßmann.

„Das große Vermögen der Marquise wird dadurch gekennzeichnet," äußerte der Rittmeister; „es ist meines Wissens das erste Mal, daß sie solche Pracht entfaltet. Oder ich war durch ihre Schönheit geblendet, daß ich die Juwelen nicht wahrnahm."

„Was ist das, mein Herr?!" tönte es aus dem Munde der Oberjägermeisterin. „Sie bewerben sich um meine Nichte und sprechen also von einer fremden Dame?"

„Jeder spricht also von der Marquise, und daß ich Clara nicht untreu werde, verbürgt wohl zur Genüge die Kälte der Palastdame. Davon giebt es kein Beispiel in der Geschichte." — — — — — — — — — — — — —

Der Pierrot, welcher Zeuge des ersten Theils der Zwiesprache gewesen war, schlenderte unbeachtet durch die Gruppen der herrlichen Masken, hier und da hinhorchend, was um ihn geflüstert wurde. Hin und wieder machte er eine Bewegung, als treffe ihn ein leichter elektrischer Schlag.

Das war auch der Fall, als er hinter einer Statue stand, vor der sich ein Russe und ein Herr aus der Rococozeit trafen, und der Erstere den Anderen fragte, wo sich die Marquise befinde.

„Haben Sie etwas Wichtiges?" fragte der Andere dagegen, in dem der Pierrot den Hofmarschall von Werden an der Stimme erkannte; „ich sah sie eben im Gespräche mit

der Fürstin den Saal verlassen. Sie werden die Diana nicht stören können, ohne daß Ihnen das Loos Aktäons beschieden wird. Was haben Sie, Excellenz?"

„Der Großtürke ist nicht mehr Seine Durchlaucht," versetzte der Minister von Saldern; „alle unsere Combinationen sind über den Haufen geworfen, jede Mühe an ihm verschwendet."

„Wer steckt aber in dem Sultan?" fragte Werden; „und wo ist Seine Durchlaucht, daß wir das Versäumte nachholen können?"

„Weiß Gott! Aber ein Satan muß der Großtürke sein; der Hof, Jeder, der sich ihm nahte, ist von seinen Sarkasmen betroffen. Die Marquise muß das Räthsel lösen, — ich eile zu ihr."

Die Eröffnung, welche der Graf von Saldern seinem Verbündeten gemacht hatte, war allerdings richtig. Wulfen schien in seiner Verkleidung von einem fast diabolischen Humor befallen zu sein. Die indirecten Bittsteller fanden in ihm einen entsetzlichen Kritiker, der ihre Hoffnungen vernichtete. Ein Hofmann, welcher eine Erhöhung seines Gehaltes wünschte, sah den vermeinten Fürsten als Kenner seiner noblen Passionen; ein Anderer, der das Fürwort zu seiner Werbung zu erwerben suchte, erhielt die Antwort: Wer sich eine Frau zu erschleichen suche, sei solcher nicht werth. Am übelsten erging es dem Geheimrath von Zehdenick, der seine Unterthänigkeit dem Fürsten gegenüber nicht

aufgeben zu dürfen meinte. Auf seine Anrede: „Eure Durchlaucht," erwiderte ihm Wulfen: „Sie sind ein ungeschickter Seemann, der sich nach dem Winde nicht zu richten weiß. Lernen Sie sich auf einem Maskenballe benehmen, und wenn Ihnen eine Regimentstochter am Arme des Doctors Faust aufstößt, so suchen Sie dieselben nicht als fremde Elemente zu trennen. Was sich gefunden hat, paßt besser, als was Andere zusammenfügen wollen."

Ein solches Wort hatte der als Matrose umher watschelnde Geheimrath nicht erwartet; er seufzte laut auf, als sich der Großtürke von ihm wandte, und suchte dann seine Frau auf, um ihr mitzutheilen, was Seine Durchlaucht ihm in unverblümter Weise zu sagen für nöthig befunden hatte.

Hatte Wulfen sich bisher mitten in den großen Sälen umherbewegt, so nahte sich ihm jetzt die Ermüdung; er zog sich deshalb in eine der Lauben zurück, welche zum Ausruhen bestimmt waren. Als man sah, daß Derjenige, welchen man für den Fürsten hielt, allein sein wollte, hatte man sich entfernt; hatte jener sich doch heut nicht in rosigster Laune gezeigt.

Gontram warf sich auf einen Sessel und löste die Larve, um aufzuathmen. „Noch sind sie sämmtlich in die Falle gegangen, und Fürst Wenzel hat wirklich einmal den Harun-al-Raschid spielen können. Er wird heut die Wahrheit vernehmen," lautete sein Selbstgespräch; „ob er es mir danken

wird? Wenn er nicht, Niemand anders! Pah, ich verlache den Haß dieser Pygmäen, die so kurzsichtig sind, daß sie die Verschiedenartigkeit der Gestalten nicht einmal sehen, denen ich für den Fürsten gelte."

Er bemerkte eine sich nahende Dame und nahm die Maske wieder vor das Antlitz. Es war Diana, oder die Marquise von Garten in dem Kleide der Göttin der Jagden. Ihr Schritt war rasch, Wulfen sah, daß sie sich in Aufregung befand. So trat sie vor ihn und redete ihn an: „Maske, wie kommst Du zu dem Kleide eines Fürsten?"

„Der Großsultan ist kein Dieb, schöne Diana," antwortete er.

Bella zuckte zusammen, als sie die Stimme vernahm; der Name Wulfen floh über ihre Lippen. „Dann wird zwischen uns die Maske unnöthig," sagte er, sich demaskirend. Sie folgte seinem Beispiel und stand mit zürnender Miene vor ihm, die sonst weiße, marmorglatte Stirn drohte mit finsterem Gewölk.

„Sie scheinen hier ein Spiel zu treiben, das Ihnen nicht zusteht," versetzte sie; „durch wen haben Sie eine Einladung zu diesem Hoffeste überhaupt erhalten? Sie wissen, daß sie hier zu erscheinen nicht berechtigt sind."

„Ihre Worte sind sehr unfreundlich, Frau Marquise," lautete die Erwiderung, „und ich würde jede Antwort verweigern, wenn Sie nicht die Fragerin wären; Ihnen erkläre ich: Fürst Wenzel!"

„So haben Sie auf seinen Antrieb das Costüme gewechselt?“ fragte Bella weiter. Eine Verneigung des Malers bejahte. Sie biß sich auf die Unterlippe. „Sehr hübsch! sehr hübsch! Warum haben Sie mir davon keine Anzeige gemacht?“ stieß sie dann hervor.

Gontram zuckte die Achseln: „Fürst Wenzel hatte mir diese Weisung nicht gegeben.“

Bella hatte die Fassung fast ganz verloren. „Soll das heißen, Sie stellen sich mir feindlich gegenüber, ich habe Sie zu meinen Gegnern zu rechnen? Ich glaubte, daß Sie nicht undankbar seien.“

Der Maler richtete sich höher auf: „Meinten Sie, daß ich mich zu Ihrer Creatur erniedrigen sollte, so haben Sie sich in mir allerdings geirrt. Ich jedoch,“ fügte er mit tieferem Tone hinzu, „bin Ihr Gegner nicht, gnädige Frau. Gott weiß es! Wenn ich Ihnen entgegentrete, so geschieht es, weil ich Sie ein Spiel, das Ihrer nicht würdig ist, zu dem Sie zu groß sind, hier treiben sehe.“

Die Augen der Marquise schienen Blitze zu schießen. „Herr Wulfen,“ tönte es aus ihrem Munde, „Sie verkennen unsere Stellungen.“

„Nein! beim Himmel, nein!“ erwiderte er mit Feuer und legte wie betheuernd die Hand auf sein Herz. „Sie sind eine große Frau, die sich leider zu kleinlichen Intriguen herabläßt. Ich weiß nicht, ob Sie der Idee wegen zu der Fahne der Kleinstaatlerei schwören, oder ob Sie

wie die meisten Ihrer Gesinnungsgenossen noch besondere Interessen verfolgen; das weiß ich aber, daß Ihr Charakter zu groß angelegt ist, um finstere Pfade zu wandeln und Netze im Verborgenen zu stellen, wie Sie es thun."

Die Marquise war auf das Aeußerste erregt. „Mein Herr, Ihre Sprache ist insolent!" rief sie. „Sie vergessen, daß Sie nicht auf dem Gerüste des Anstreichers stehen."

Wulfen's Stimme erhielt jenen sympathischen Ton, den die wahre Empfindung nur verleihen kann. „Sie wollen mir Wehe thun," sagte er; „Sie vergessen aber, daß ich es niemals geleugnet habe, aus dem Volke hervorgegangen zu sein. Ja, ich bin der Lehrling eines Anstreichers gewesen. Und doch schmerzt jenes Wort von Ihnen, aber nur weil ich sehe, daß ich mich in Ihnen geirrt habe. Die Marquise von Garten kann den Ton der Wahrheit nicht vernehmen."

„Die Wahrheit ist von der Rücksichtslosigkeit zu unterscheiden," entgegnete Bella.

„Ich bin nicht auf dem Parquet erzogen worden," fuhr Wulfen fort; „ich besitze sicher mehr Ecken als irgend ein Höfling; aber ich bin nicht rücksichtslos, sondern nur aufrichtig. Marquise, Sie haben ein edles Herz, eine große Seele, die mich entzückte und bezauberte —"

Bella zuckte mitleidig die Schultern. „Ich habe niemals um das Entzücken des Pöbels gebuhlt," warf sie höhnisch ein.

„Sie verwunden mich nicht," redete er weiter, „und spräche Ihre Zunge noch bitterere Worte, schlügen Sie mich selbst in das Antlitz, wenn ich Ihnen sagte, daß ich nie ein Weib kennen gelernt habe —"

„— Das Sie mehr verachtet, das Sie mehr lächerlich findet," unterbrach sie ihn.

„Das glaube ich Ihnen nicht, stolze Diana," versetzte er siegesbewußt.

„Unerhört!" rief sie; „aber dem soll ein Ende gemacht werden, Sie werden augenblicklich das Fest verlassen."

„Ich bleibe," lautete seine feste Antwort.

„Sie wollen also die offene Beschimpfung," entgegnete sie. „Sie sollen sie empfinden. Sie werden eine schonungslose Feindin in mir finden. Umgeben Sie sich mit Ihrer ganzen Unverschämtheit, es soll Ihnen keinen Nutzen bringen; ich werde nicht ruhen, bis Sie vernichtet und zermalmt zu meinen Füßen liegen, ein elender, zertretener Wurm." Sie entfernte sich rasch.

Wulfen war weit davon entfernt, ihr einen finsteren Blick nachzusenden, er vermochte dem hohen zürnenden Weibe nicht wieder zu zürnen. „Ja, sie ist schön, — und schöner als je!" sprach er; „ein Dämon, eine Göttin, um die der Kampf sich schon verlohnt." Er unterbrach sich, unwillig schüttelte er das Haupt, als fasse er die Empfindung seiner Seele nicht, als tadle er dieselbe. Er wollte nicht glauben, daß er sie liebe; er wollte sich einreden, daß er

sie nur aus der trüben See der Lüge retten wolle, aus dem Sumpfe der Kabale.

Nachdem er die Larve wieder vor das Antlitz genommen hatte, trat er aus der Laube hervor. Er bemerkte eine Regimentstochter, die mit dem Doctor Faust ein Gespräch führte, in der Nähe. Sein scharfer Blick erkannte in ihnen Cordelia von Zehdenick und Albert Halvar. „Ein Liebespaar," sagte er sich, „das mit sich einig ist, zwischen dem aber der Moloch elterliche Gewalt steht. Mich sollte es nicht wundern, wenn die Beiden plötzlich zu weinen oder in landläufigen Reimen zu sprechen begönnen."

Von der anderen Seite kam ein Matrose daher. „Jetzt wird Cordelchen dem Geliebten entrissen," sagte er sich, „wenn ich nicht intervenire. Das soll der Fall sein." Er ging rasch dem Matrosen entgegen, der, als er den Großsultan sah, sich tief neigte. Wulfen nahm ihn unter den Arm und führte ihn fort, indem er ihn sich an einem Büffet zu erquicken ersuchte. Sie hatten aber kaum den Salon verlassen, als ein Pierrot mit einem rothen Nelkenstrauße an der Brust dem Großsultan auf die Schulter klopfte.

Dieser ließ sogleich den Matrosen los und trat zu dem weißen Manne, der ihm zuflüsterte: „Director, lassen Sie uns unsere Costüme wieder tauschen, man weiß, daß Sie nicht der Großsultan sind."

„Auch ich meine, daß ich erkannt bin," versetzte Wulfen, „und stehe so Euer Durchlaucht zur Verfügung." Die

Beiden verließen die Festräume. Als sie zu dem Zwecke durch eine Tapetenthür gingen, bemerkte Wulfen hinter sich einen zweiten Doctor Faust, der sich mit zwei Pierrots unterhielt. Er blieb einen Augenblick stehen und betrachtete die Drei, welche ihn nicht bemerkten, sehr aufmerksam.

„Täusche ich mich?“ sagte er zu sich; „äfft mich der Teufel? Fast möchte ich darauf schwören, dies sei Golo.“ Er wurde zweifelhaft; da machte der Doctor Faust eine Armbewegung. „Er ist es,“ lautete sein Gedanke. „O daß ich diesem Hallunken, der sich hier eingedrängt hat, nachspüren könnte! Ich wette darauf, er hat eine Spitzbüberei vor. Geduld! Die Umkleidung wird nicht zu lange dauern.“

Als er die Tapetenthür geschlossen hatte, nahm Fürst Wenzel die Pierrotmaske ab und ergriff die Hand des Malers. „Director,“ sagte er, „ich bin Ihnen zum höchsten Dank verpflichtet. Was habe ich nicht Alles vernommen? O, man hat mit mir sein Spiel getrieben. Ich mag jetzt nicht noch tiefer in die Misère hineinschauen. Welch anderen Eindruck nahm ich sonst von der Maskerade mit mir! Man hat mir offen gesagt, daß ich ein kranker Mann sei, der dem Grabe nahe steht; man rechnet auf meinen baldigen Tod.“

„Die guten Leute werden sich verrechnet haben,“ versetzte Gontram.

„Nein, nein,“ fuhr der Fürst fort, „darin haben sie Recht, daß ich dem Grabe zuwanke, daß mein zerrütteter

Körper, so wohl ich vielleicht ausschaue, über Nacht zusammenbricht.“ Er warf sich auf einen Lehnstuhl und athmete tief. „Ja, Wulfen, ich werde bald sterben und ohne Zittern — das schwöre ich Ihnen; ich fürchte den Tod nicht.“

„Eure Durchlaucht erregen sich unnöthig,“ warf Gontram ein, den der Fürst jammerte. Dieser verneinte mit einer Bewegung.

„Ich habe den Lebensbecher in langen und durstigen Zügen geleert,“ redete Wenzel weiter, „jetzt ist nichts zurückgeblieben als die Träber. Glauben Sie, daß die mich reizen, zumal ich sie Athomweise nur genießen darf? Nein! Mich empört auch nicht, daß man von meinem baldigen Tod spricht, sondern wie man meiner Auflösung entgegensieht, wie man darauf speculirt. O diese Schurken! Aber sie sollen sich getäuscht haben, diese treulosen Lumpe!“ Er war wieder von seinem Lehnstuhle aufgesprungen. Sein Auge glühte, die Gestalt verkündete eine höhere Energie und größere Festigkeit als sonst.

„Eure Durchlaucht werden auch treue Seelen gefunden haben,“ suchte Wulfen den Fürsten zu beruhigen.

„Treue Seelen,“ entgegnete Fürst Wenzel: „Sie, Halvar und mein alter Johann! O, ich könnte die Schmeichler, die Lügner zertreten. Wulfen, ich beginne die Menschheit zu verachten.“

„Sie gehen zu weit,“ fiel der Maler ein. „Es ist wahr, daß manche Parasitengewächse sich um den Baum

der Menschheit winden; aber das Mark ist gut, und aus seinem Holze baut sich die Gottheit ihren Thron. Es würde mir ewig Leid thun, Ihnen die Augen geöffnet zu haben, wenn es nur dahin führte, daß Sie von den Fehlern der Einzelnen auf die Gesammtheit schließen. Eure Durchlaucht möge sich ein Menschenfeind zu werden hüten, denn so entstanden die Nerone, die Heliogabale. Verkennen Sie nicht das Ganze, weil Sie sich im Einzelnen getäuscht sahen."

Er hatte mit dem Feuer des Idealisten gesprochen, er, der Sohn des Handwerkers, der Lehrling des Anstreichers, der realistische Maler. Seine Wange glühte, sein Auge leuchtete, und seine Gestalt hatte sich stolzer emporgerichtet. Wenzel betrachtete ihn mit Wohlgefallen; die Rede hatte einen tiefen Eindruck auf den Fürsten gemacht.

„Sie haben Recht," sagte er, „und um solcher Menschen Willen, wie Sie sind, wäre es schon ein Frevel, die Menschheit zu hassen oder zu verachten. Nein, ich will meinen Unmuth verlachen. Ich werde heute noch viel Vergnügen haben."

Die Beiden kleideten sich um; dann huschte Gontram Wulfen als Pierrot zuerst aus dem Cabinet. Er hatte die Maske nicht vergessen, welche er für Golo angesehen, und die mit zwei anderen, welche wie er jetzt costümirt waren, gesprochen hatte. Er durchstreifte die Säle und Zimmer; mehrere Male traf er auf Halvar; der zweite

Doctor Faust zeigte sich ihm nicht. Er bemerkte bei dem Suchen die Aufregung nicht, welche überall mehr oder minder herrschte. Nach einer Viertelstunde war er fast zu der Ueberzeugung gekommen, daß Golo sich wieder entfernt habe.

So betrat er aufs Neue den großen Saal, in dessen Mitte er Wenzel sah. Vor ihm standen der Staatsminister Graf von Saldern, der Hofmarschall von Werden, der Geheimrath von Zehdenick, nicht viel weiter entfernt die Fürstin als Königin der Nacht und Bella. Um diese Gruppe bildeten die übrigen Gäste einen weiten Kreis, durch den sich Wulfen drängte.

„Mein Herr," redete Graf Saldern eben den Fürsten an, „Ihre Durchlaucht gebietet Ihnen, sich zu demaskiren."

Der Großsultan machte eine abweisende Bewegung und berief sich auf die Maskenfreiheit, selbst als ihn die Marquise von Garten Wulfen nannte. Da riß die Königin der Nacht ihre Larve ab und trat dicht vor den prächtigen Türken.

„Sie sehen mich ohne Maske," sagte sie mit vor Aufregung bebender Stimme, „und werden mithin nicht zweifeln, daß ich die Fürstin bin."

„Ich habe das nie bezweifelt, schöne Frau," antwortete der Sultan. Rufe des Erstaunens und Unwillens wurden im Kreise laut. Die Meisten standen erstarrt über

die Unverschämtheit der Maske, Julie mit „schöne Frau“ anzureden. „Dieser Mann hat den Verstand verloren,“ flüsterte Zehdenick dem Hofmarschall zu, der etwas von Größenwahnsinn murmelte. Der Türke ließ noch eine Erklärung folgen: „Sie sind in der That schön und anziehend, zumal Ihre Wangen vor Unwillen sich röthen, meine holde Dame, so schön und anziehend, daß ich Sie liebe.“

„Das geht zu weit!“ rief Mephistopheles-Hochstetten, während Saldern befahl, die Wache zu holen.

Der Großsultan schien sich darum nicht zu kümmern und fuhr fort: „Wie klein diese hübsche Hand ist! ich küße sie.“ Er hatte sich Juliens Hand bemächtigt.

Gewaltsam trat jetzt die Marquise von Garten dazwischen: „Wahnsinniger Thor,“ rief sie, „hat Dich der Hochmuth toll gemacht? Erkenne Dich in Deiner Unbedeutendheit, Plebejer, und schaudere in Dein Nichts zurück.“

Um dies zu verstärken, riß Hochstetten den Degen aus der Scheide, um den Frechen zu durchbohren, während Andere sich auf den Türken zu stürzen eilten. Da nahm dieser die Maske ab, und Alle sahen den lachenden Fürsten.

Der Anblick des Medusenhauptes hätte keinen größeren Schrecken erregen können, als daß Wenzel sich vor ihnen zeigte. Jeder fragte sich, ob er wache oder träume. Saldern schaute bestürzt die Marquise an, während der Degen dem Rittmeister aus der Hand gefallen war.

Die allgemeine Bestürzung hob nur noch die Heiterkeit des Fürsten. „Ja staunt nur!“ rief er lachend. „Ich bin es, ich, den Sie, Herr Graf, arretiren lassen wollten, den Sie, Frau Marquise, einen hirnlosen Thoren schalten, der von Ihnen, Hochstetten, beinahe gespießt wäre. Doch nun meine Herrschaften, bitte ich mir aus, daß unser Fest nicht weiter gestört werde. Ich will, daß Maskenfreiheit nach wie vor herrsche, und daß man sie unter keinen Umstände mehr verletze.“

Er winkte, die Musik fiel ein. Die Reihen bildeten sich, und der Contretanz hatte seine Herrschaft aufgeschlagen.

XIV.

Die Entführung.

Der Abend dämmerte heran, da fühlte Wulfen sich von hinten berührt. Zugleich tönte eine Stimme ihm in das Ohr: „Man zündet die Lichte an. Das ist die Zeit, welche Herr Golo bestimmt hat.“

Der Maler wendete sich rasch und sah sich einem Pierrot gegenüber, der eine Kornblume vorne an der Brust trug. Er erinnerte sich, daß Golo mit zwei Masken solcher Art gesprochen hatte. Im nächsten Augenblick beschloß er, auf die Verwechselung einzugehen. — Er entfernte den rothen Nelkenstrauß rasch von seiner Brust und äußerte

dann, auf die Kornblume des Anderen deutend: „Ich habe sie verloren.“

„Pah, das thut nichts, ich habe Dich trotzdem erkannt,“ versetzte der Andere. „Geh' nach einer Viertelstunde zu dem Wagen an der hinteren Parkpforte. Du verstehst mich doch?“

„Vollkommen! Alles ist klar,“ antwortete Wulfen, der nichts verstand.

„Alles kommt auf Schnelligkeit an,“ fuhr der Andere fort. „Sobald die Regimentstochter in den Wagen gehoben wird, mußt Du sie ergreifen, während der Wagen fortrollt, sie knebeln, daß sie nicht schreien kann, und ihr die Augen verbinden.“

„Warum sagst Du mir das Alles? Wiederhole Dir lieber Deine Aufgabe!“ brummte Wulfen.

„Du bist ja ein entsetzlicher Brummbär, Kasper,“ bemerkte der Genosse Golo's. „Hätte ich Dich hier nicht müßig gesehen, statt daß Du auf Deinem Posten im Wagen sein solltest, ich hätte mir, Dir Deine Aufgabe in das Gedächtniß zu rufen, nicht Mühe gegeben.“

„Du hast sicher mehr auf die meinige als auf Deine geachtet,“ versetzte Wulfen.

„Sie ist wenigstens schwieriger als die Deine. Es gilt kein Mädchen zu fesseln, sondern einen Mann, ohne daß er es merkt, zu entführen,“ antwortete der Andere. „Nun mache aber fort, daß Du auf Deinem Posten bist,

wenn der Spectakel beginnt.“ — „Ich werde dort sein. Verlasse Dich darauf.“

Mit den Worten verließ er das Fest. Nur einen Augenblick hatte er geschwankt, ob er Halvar benachrichtigen solle, dann war er das Bubenstück allein zu vereiteln entschlossen. Eilig flog er durch den Park der bezeichneten Pforte zu. Sie war nur angelehnt, der Schlüssel steckte darinnen. Er versicherte sich desselben. Hinter der Thür hielt eine Equipage, deren Schlag er öffnete. Es saß ein Mann darin, der kein Costüme trug.

„Kaspar,“ rief er hinein. „Was soll's?“ fragte der Andere.

„Du hast Dir die Lappen ja abgestreift,“ meinte Wulfen. Caspar bemerkte, daß es so seine Aufgabe erfordere.

„Deine Aufgabe ist völlig geändert,“ ließ sich Wulfen vernehmen. „Du mußt in den braunen Bären und dort warten, bis Dir ein Zeichen gegeben wird. Mach' fort und laufe, daß Du zu dem Gasthofe kommst.“

„Nimmst Du meine Stelle ein?“ fragte Caspar. Wulfen bejahte.

„Drinnen findest Du Knebel und Tücher. Sie liegen in der Ecke.“ Mit den Worten verließ Caspar den Wagen und ging der Stadt zu.

„Freundchen,“ wandte sich Gontram nun an den Kutscher, „Ihr wißt doch, wohin Ihr fahren sollt?“ fragte er.

Der schüttelte den Kopf und meinte auf die Straße von D. bis zur Ausspannung. Dort werde der Herr zu ihnen treffen und die Anordnungen geben.

„So war es vordem bestimmt, Ihr werdet auf mich hören," versetzte Gontram Wulfen. Der Kutscher nickte zum Einverständnisse.

Völlige Dunkelheit war nach und nach eingetreten. Rings herrschte tiefe Stille. Von fern nur tönte die Musik aus dem Schlosse herüber. Wulfen's Auge hing an dem Wege, der zu der offenen Hinterpforte des Gartens führte. Jetzt zeigten sich zwei Gestalten in Mänteln, die eiligst daher kamen: die eine hoch und kräftig, die andere kleiner. Jetzt waren sie beim Wagen, Golo riß den Schlag auf, ergriff Cordelia von Zehdenick, — es waren dies die Beiden, — und wollte sie hineinheben. In dem Augenblick erkannte Cordelia, daß ihr Entführer nicht Halvar war, sie schrie auf; aber schon hatte Golo sie in den Wagen hineingeschoben. „Fort!" rief er dem Kutscher zu, während Wulfen der zitternden Cordelia seinen Namen nannte.

Golo blickte dem fortrollenden Wagen nach, dann wandte er sich wieder zurück und sagte: „Nun zu dem Anderen. Hoffentlich wird das noch leichter sein, als das Gänschen zu entführen." Hätte er eine halbe Minute länger verweilt, so würde er den Wagen anhalten und dann umwenden gesehen haben. Zwei Minuten nach sei-

ner Abfahrt hielt er wieder vor der Hinterpforte des Parkes.

Wulfen hob das jetzt wieder gefaßte Mädchen aus dem Wagen und ging mit ihr dem Schlosse zu, wo er das Maskenfest in völliger Auflösung fand.

Der Geheimräthin von Zehdenick war ein Zettel in die Hand gesteckt worden, ohne daß sie den Urheber erkannt hatte. Es wurde ihr darin mitgetheilt, daß Cordelia entführt sei. „Unmöglich!" hatte sie gerufen. Sie war dann wie unsinnig in den Festräumen umhergeeilt, nach ihrer Tochter vergebens fragend. Die Verzweifelung hatte sich schließlich ihrer bemächtigt, sie hatte sich Wenzel zu Füßen geworfen und ihn, um Cordelia aufzufinden, um Hilfe angerufen. Sie hatte Halvar beschuldigt; doch trat der in Person den Anschuldigungen entgegen.

Als der Cabinetsrath die Entführung der Geliebten vernahm, war die Aufregung auf das Höchste gestiegen. Albert wollte sogleich die Nichtswürdigen, welche Cordelia geraubt hatten, verfolgen. Da trat die Gesuchte an der Hand des Museendirectors unter die Aufgeregten.

Bella erschrak und flüsterte dem neben ihr stehenden Grafen von Saldern zu: „Dieser Wulfen ist der Satan. Eben berichtet mir Golo, Alles sei geglückt, und jetzt bringt uns dieser Mensch die Entführte zurück."

„Was ist da aber zu thun?" fragte der Staatsminister.

„Lassen Sie uns in die Nähe Wulfens treten, daß wir

den Vorgang erfahren," versetzte die Marquise, der in diesem Augenblick ein Zettel in die Hand gedrückt wurde. Derselbe war mit Bleistift beschrieben und lautete: „Ich habe in X kein Glück, ich und meine Genossen fliehen und verschwinden von der Oberfläche. Golo."

„Die Ratten verlassen das Schiff," murmelte sie, während sie den Zettel in kleine Stücke zerriß. Dann wandte sie ihre dunklen Augen auf Wulfen, der auf den Wink Wenzel's die Geschichte der Entführung erzählte, wie ein Pierrot ihn angeredet, und er den Plan durchkreuzt habe. Als er den Namen Golo nannte, streifte sein Blick die jetzt demaskirte Marquise von Garten, welche an der Seite der Fürstin der Erzählung scheinbar ruhig zuhörte. Nur ihre außerordentliche Bläſſe zeigte ihre innere Aufregung. Die zusammengepreßten Lippen deuteten auf Entschluß, und daß sie bereit sei, jeden Augenblick in den Kampf zu gehen.

„Golo?" fragte jetzt der Fürst: „Wer ist dieser Golo."

Die Oberjägermeisterin von Reßmann nahm das Wort und erzählte, wie Golo zu der Zurblühschen Angelegenheit gestanden habe.

„Wir haben es also hier mit einem Intriganten der schlimmsten Art zu thun," äußerte Wenzel. „Ich werde ihn steckbrieflich verfolgen lassen. Welcher Grund kann ihn aber zu der That bewogen haben?"

Die Augen Wulfens begegneten dem dunklen Blicke Bella's; dann versetzte er, die Achsel zuckend: „Mein Freund

hat viele Feinde, und es giebt Manche, die ihm die Liebe eines so schönen und guten Fräuleins beneiden. Nicht, Herr Geheimrath?" Bei den Worten klopfte er Herrn von Zehdenick auf die Schulter. Der Geheimrath war so von den Ereignissen erschüttert, daß er den Worten Gontram's nicht hatte folgen können und mit dem Ausdruck der Ueberraschung ihm beifiel.

„Gewiß, gewiß!" stimmte er zu: „Sie haben vollständig Recht."

„Es ist freilich nicht ganz in der Ordnung," fuhr Wulfen fort, „daß ich die geheime Verlobung publicire; aber ich halte dies für nöthig, da Eure Durchlaucht die Frage so direct an mich richteten. Ich hoffe Verzeihung zu finden."

Diesen Worten folgte eine Bewegung unter den Anwesenden. Man wünschte den Liebenden und ihren Eltern Glück. Da das fürstliche Paar sich dabei betheiligte, war an eine Ableugnung der Wulfen'schen Eröffnung nicht mehr zu denken. „Die Gefahr scheint sich zu verlaufen," flüsterte der Hofmarschall von Werden der Marquise von Garten zu.

„Ja, ja," versetzte sie leise; „er ist von einer verzweifelten Geschicklichkeit, er spielt mit uns wie die Katze mit den Mäusen. Aber ich will keine Maus sein, so wahr Gott lebt."

„Der Tempel aller unserer Hoffnungen stürzt zusam-

men," meinte der Minister von Saldern, auf das Tiefste bewegt und niedergeschlagen.

Die Haltung der Palastdame zeigte Stolz und Selbstbewußtsein.

„Noch nicht," entgegnete sie ihrem Verbündeten. „Ich habe die Hoffnung nicht verloren; im Gegentheil müssen wir jetzt siegen."

Der Staatsminister schüttelte das Haupt: „Ich begreife Sie nicht, Frau Marquise. Was ist noch zu thun, als sich für besiegt zu erklären?"

„Noch ist gar nichts gethan," lautete die Antwort; „jetzt müssen wir mit allen Kräften in die Action treten. Ich werde Ihnen Alles mittheilen, wenn Sie in der Nacht bei mir eintreffen. Wer hat die Wache?"

„Rittmeister von Hochstetten, von Mitternacht an," antwortete rasch der Hofmarschall.

„Gut, er ist Ihr Neffe, Excellenz, er wird nach Ihren Befehlen handeln," meinte die Palastdame.

„In erster Reihe ist er Soldat," antwortete Graf von Saldern zögernd.

„Jedenfalls wird er auf ihren Befehl Wulfen verhaften, wenn dieser das Schloß verlassen will," bemerkte Bella im befehlenden Tone. „Die Verhaftung muß ohne Aufsehen und geheim stattfinden."

„Das ginge wohl, wenn Seine Durchlaucht nicht —"

Die Marquise unterbrach ihn fast heftig: „Bei der

Verhaftung ist keine Gefahr; im schlimmsten Falle entschuldigt man sich mit Mißverstehen."

Der Minister beugte sich dem Willen der Marquise von Garten und versprach, seinem Neffen den geforderten Auftrag zugehen zu lassen.

„Das ist nicht genug; er muß auch ausgeführt werden," sagte Bella. „Dieser Wulfen, den ich hierher brachte, ist mein böser Dämon. So lange er nicht unschädlich gemacht ist, werden wir nicht siegen."

Wieder tönte die Musik, wieder ordneten sich die Paare zum Tanze; aber es war nicht wie vordem; man zog sich zeitig zurück. Fürst Wenzel machte den Anfang, er sagte noch zu Wulfen: „Vormittags, wenn Sie ausgeschlafen haben, muß ich Sie sehen. Ich habe mit Ihnen und Halvar Vielerlei zu besprechen."

Fast dieselben Worte sagte die Fürstin zu ihrer Jugendfreundin, ehe die Beiden sich trennten.

„Noch in der Nacht werden wir uns wiedersehen," lauteten Bella's Gedanken.

XV.

Nach dem Feste.

Albert Halvar geleitete die Familie des Geheimrathes von Zehdenick nach Hause. Cordelia und er waren glücklich; die Ueberraschung hatte den Eltern das Jawort ab-

gepreßt. Sie konnten nicht mehr zurück und ergaben sich, wenn auch sehr mißgestimmt, der Nothwendigkeit.

Wulfen verweilte länger in dem fürstlichen Schlosse, und er schickte sich erst es zu verlassen an, als sich die Säle leerten; ein unbestimmtes Gefühl, das wohl seinen Grund in dem bestandenen Abenteuer hatte, sagte ihm, daß die Zeit der Ruhe für ihn noch nicht gekommen sei.

Als er sich dem Ausgange näherte, trat der Rittmeister von Hochstetten, der seit Mitternacht die Schloßwache besaß, auf ihn zu und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Der Maler glaubte, daß der Fürst ihn noch sprechen wollte, und kam dem Verlangen des Officiers nach, der ihn jedoch in die Hauptwache führte und ihm erklärte, daß er Arrestant sei.

„Mit welchem Rechte?“ fragte Gontram Wulfen.

„Darüber kann ich Ihnen keinen Aufschluß geben. Ich handle nur auf Befehl und bitte Sie, Herr Director, mir meine höchst unangenehme Pflicht nicht zu erschweren. Besteht ein Mißverständniß, so wird es sich morgen aufklären, und Sie werden völlige Genugthuung erhalten.“

Gontram dachte eine Minute nach, dann folgte er dem Anderen als Gefangener in ein Zimmer der Hauptwache, wo man ihn einschloß. Man hatte ihm hier auf Befehl des Rittmeisters einen gepolsterten Lehnstuhl hingestellt und einige Decken gegeben, daß er nicht aller Bequemlichkeit entbehre. Andere Möbel besaß sein Gefäng-

niß nicht; von der Decke hing eine Petroleumlampe, welche nur geringes Licht verbreitete. „Gemüthlich ist es hier eben nicht," äußerte der Maler, als er einen Blick um sich geworfen hatte; „aber ich habe schon schlechter geruht."

Er bereitete sich, um seine Nachtruhe auf dem Lehnstuhl zu halten.

„Wie schön sie ist," sagte er sich und schloß die Augen.

Das Wetter hatte sich beim Einbruch der Nacht völlig geändert, nicht nur, daß die Kälte gewichen war, der Himmel hatte auch seine Schleusen geöffnet, und der Regen schlug gegen die Fenster des Gefängnisses, das Wulfen bewohnte. „Das ist draußen sehr ungemüthlich, ungemüthlicher als hier," war der letzte Gedanke gewesen, ehe sich dem Maler der Schlaf nahte.

Er sollte dessen nicht lange genießen, schon nach kurzer Zeit fuhr er aus demselben empor; ihm hatte von Golo geträumt, und es war ihm gewesen, als schliche der Abenteurer mit gezücktem Dolche an ihn heran, um ihm den Todesstoß zu geben. Er rieb sich die Augen und erinnerte sich der Vorgänge. Zugleich erwachte der Trieb nach Freiheit mit unbezwinglicher Gewalt in ihm. Er warf einen Blick auf das Fenster, gegen das der Regen noch immer schlug. Die eintönige Musik kam ihm durchaus nicht mehr also erkältend vor wie sonst.

Er öffnete das Fenster, vor dem sich einige Eisenstangen befanden; unwillkürlich faßte er eine derselben; er

fühlte, daß sie nicht fest war, ein leichter Ruck genügte, sie aus dem zerbröckelnden Mauerwerk zu lösen. Jetzt konnte er in das Freie gelangen, und er war nicht lange zweifelhaft. In der nächsten Secunde stand er im Park, in der einen Hand hielt er eine der Decken, mit denen er sich einhüllen sollte, und die er jetzt über den Kopf nahm, in der anderen die Eisenstange.

„Sie kann mir zur Waffe dienen," waren seine Gedanken; dann wandte er sich, um die Hinterpforte des Parkes, zu der er den Schlüssel besaß, zu gewinnen. Der Weg führte ihn bei dem Flügel vorüber, den die Marquisè von Garten bewohnte. Er sah dort Licht und blieb einen Augenblick stehen. Da hörte er hinter sich Geräusch. Es bedurfte nur eines Blickes, um dunkle, sich nahende Gestalten zu unterscheiden.

„Das sind Deine Verfolger," rief es in ihm. Dicht neben dem erhellten Zimmer befand sich der Balcon, der auf den Park hinaus ging, und der zu dem Salon gehörte, wo Bella ihr Mittagsmahl einzunehmen pflegte. Der Balcon war niedrig, so daß ihn Wulfen mit den Händen erreichen konnte. Er steckte die Eisenstange als Unterstützungspunct in das Geländer des Balcons, stand in dem nächsten Augenblick oben und war dort durch die unverschlossene Thür verschwunden. All das war das Werk eines Momentes und wurde von den Nahenden nicht vernommen.

Gontram Wulfen lauschte mit angehaltenem Athem. Da hörte er vorsichtig in die Hände klatschen. Das war unleugbar ein Zeichen; es waren also keine Verfolger, die sich gezeigt hatten. War es Golo? war es ein Liebhaber der Marquise? Bei diesen Worten fühlte Wulfen einen Schmerz in seinem Herzen, es ballte sich seine Faust auf der pochenden Brust.

Das Zeichen war gehört worden, die Thür zu dem erhellten Zimmer öffnete sich, und Bella trat in das, wo Wulfen schnell hinter einen hohen Lehnstuhl niedergekniet war. Die Marquise sah ihn nicht, ging zu der Balconthür und winkte mit einem Tuche hinaus. Bald darauf öffnete sich eine Tapetenthür, und zwei Männer traten herein.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Bella vom Fest in ihre Wohnung zurückgekehrt war, hatte sie sich von ihrer Zofe des Dianakleides entledigen lassen. Dann befahl sie, daß man ihr schwarzsammtnes Gewand bringe.

„Wollen die Frau Marquise nicht zu Bette gehen?“ fragte die Zofe verwundert. Bella, welche in tiefes Sinnen gesunken war, fuhr auf.

„Nein, ich habe noch zu arbeiten,“ lautete ihre Rede, nachdem sie sich gefaßt, und die Dienerin ihre Frage wiederholt hatte.

Als die Umkleidung vollendet war, sandte sie die Zofe zu Bett mit der Weisung, die Thüren zu dem Balcon und

zu der Hintertreppe nicht zu verschließen, wenigstens nicht die Schlüssel abzuziehen. Die Zofe sprach ihre Besorgniß vor Dieben aus; die Marquise wies aber auf den Revolver, der auf ihrem Schreibtische lag.

„Ich fürchte mich nicht,“ sagte sie.

„Sie erwarten noch Besuch —“ das Wort stockte in dem Munde der Dienerin, ein strenger Blick traf sie aus den dunklen Augen Bella's. Mit einer tiefen Verbeugung verließ sie das Zimmer der Herrin.

Diese trat zu dem Kamin, ließ sich dort auf ein Tabouret nieder und starrte in die Gluth, welche sie mit dem Eisen durchwühlte, nachdem sie Holz darauf geworfen hatte. „Ich darf nicht mehr zögern,“ lauteten ihre Gedanken, welche abgerissen als kaum gehauchte Worte über ihre Lippen gingen. „Noch diese Nacht muß es geschehen. Angst und Schrecken müssen auf Wenzel wirken und ihn uns gefügig machen. Die Urkunde, welche Emil das Fürstenthum zusichert, ist es nicht mehr allein; er muß zu seinen Gunsten abdanken, die Truppen müssen dem neuen Fürsten schwören. Niemand wird mich hindern; Halvar liegt im Bett und träumt von seinem Mädchen, Wulfen ist verhaftet. Wulfen!“ Sie war von dem Tabouret aufgefahren, ihr Antlitz war höher geröthet, doch nicht von der Gluth des Kamins. Sie faßte nach ihrem Herzen und ging durch das Zimmer.

„Wulfen,“ fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort, „was

kümmert der Undankbare mich, dieser Plebejer, der mein Spiel zu verwirren wagte? Wulfen ist der Einzige, der mir ebenbürtig. O ein Schändlicher! Er hatte es in seiner Hand, mich zu vernichten; er that es nicht, — er schonte die Feindin. Mag er die Folgen tragen."

Sie trat an das Fenster und schaute, es auf eine Secunde öffnend, hinaus: „Das ist kein Wetter, um eine Promenade zu unternehmen. Wie gleicht es dem, was hier im Busen tobt! Wird es so auch sein, wenn ich auf dem Throne sitzen werde. Nur wer herrscht, ist frei, ganz frei." Ein Blick fiel hinüber, wo Julia's Boudoir sich befand. Dort glänzte auch noch Licht.

„Was mag die kleine Frau noch treiben?" fragte sich Bella. „Weshalb ist sie noch nicht in Ruh. Vielleicht wird sie von dem Gedanken an das Fest wachgehalten, vielleicht liest sie einen Roman. Sie ist zu klein für einen Thron. Ich kann Dir nicht helfen, wir müssen die Rollen wechseln; denn ich bin, ein Stück Geschichte zu machen, berufen. Wie stolz sich meine Brust hebt! wie groß ich mich fühle!"

Sie ging wieder zu dem Kamine und starrte auf das Neue in die Gluth; ihr Gedanke stellte den Prinzen Emil und den Maler Gontram Wulfen zusammen. Ihre Stirn faltete sich. Lange saß sie unbeweglich, da pochte es in die Hände. Sie fuhr in die Höhe. „Da sind meine Marionetten," sagte sie, „meine Staffeln zum Thron."

Bella ging in das Nebenzimmer und gab vom Balcon

das verabredete Zeichen; Wulfen athmete aber auf, als er in den beiden Ankömmlingen den Minister und den Hofmarschall erkannte.

„Gott sei gedankt,“ dachte er, „die Beiden haben wenig zu Liebhabern. Das gleicht auf ein Haar einer Verschwörung. Hätte die Vorsehung mich hierher geführt, oder wäre es nur der blinde Zufall? Pah, es giebt keinen Zufall, so sehr dies auch die Anhänger von Kraft und Stoff behaupten mögen; es giebt keinen Zufall.“

Vorsichtig nahte er der Thür, die sich hinter den Dreien geschlossen hatte; doch vermochte er nichts zu erlauschen.

„Das ist gut,“ sagte Wulfen; „ich spiele hier eine niedrige Rolle, die mir verächtlich erscheint. Ziehen wir uns aus ihr zurück.“ Er wollte das Zimmer über den Balcon verlassen, als die verhängnißvolle Thür aufgerissen wurde. Gontram hatte kaum die Zeit, sein früheres Versteck wieder einzunehmen. Der Hofmarschall erschien auf der Schwelle.

„Nein, nein, ich mag nichts damit zu thun haben,“ sprach er rückwärts; „das ist allzu gefährlich, das ist eine Palastrevolution, die den Kopf kosten kann.“

„Ihnen sicher nicht,“ versetzte die Marquise.

„Lassen Sie die Truppen aus dem Spiele, welche ja nicht einmal wissen, um was es sich handelt, — und ich will auf Alles eingehen.“

„Aber Werden,“ bemerkte Saldern, „ist es Ihnen noch

nicht klar geworden, daß wir des Schreckens bedürfen, um Wenzel gefügig zu machen? Es wird ja unter keinen Umständen ihm ein Leid zugefügt."

Der Baron wurde wieder in das Arbeitszimmer der Marquise zurückgezogen, dessen Thür sich schloß. „Hoho!" äußerte der Maler, „das ist ja eine allerliebste Comödie, welche sich da vorbereitet. Die Maskerade ist noch nicht geendet; die Herrschaften denken sie in dem Cabinete Wenzel's fortzusetzen. Erlaubt mir, daß ich auch eine Rolle dabei spiele." — — — — — — — — — — — —

Im Vorzimmer las noch der alte, treue Kammerdiener des Fürsten in der Chronik von X. Er erwartete das Zeichen, daß Wenzel sich niederlegen wollte, um ihm beim Auskleiden behilflich sein zu können. Der Fürst war noch vom Feste zu erregt gewesen, um das Bett schon aufzusuchen. Dann pflegte er in seinem Tagebuch zu schreiben. Das war auch dieses Mal der Fall.

Johann war kein eifriger Leser, auch war der Stoff nicht so interessant, daß er nicht ein Klopfen an der Eingangsthür gehört hätte. „Was mag das sein?" fragte er sich, stand auf und öffnete. Er erschrak, als er Gontram Wulfen vor sich sah.

„Melden Sie mich sogleich Seiner Durchlaucht," sagte der Maler, nachdem er eingetreten war und die Thür wieder hinter sich verriegelt hatte.

„Um diese Zeit? Das ist unmöglich,“ meinte der Kammerdiener.

„Nehmen Sie die Gefahr auf Ihr Haupt, welche der Verzug mit sich bringt?“ fragte Wulfen im lauten, aufgeregten Tone.

„Um Gottes Willen, schreien Sie nicht also, Herr Director; Seine Durchlaucht könnte Sie hören.“ Die Warnung kam zu spät; Wenzel öffnete schon die Thür und fragte, was es gebe. Als Wulfen ihn um eine dringende Unterredung gebeten hatte, ließ der Fürst ihn eintreten. „Nun, was giebt es, lieber Director?“ fragte Wenzel, als die Beiden sich allein befanden.

„Eine kleine Comödie, die man zur Erheiterung Eurer Durchlaucht noch heute Nacht aufzuführen gedenkt,“ lautete die Antwort. Der Fürst erklärte, daß er ihn nicht verstehe.

„Eure Durchlaucht sollen das sogleich,“ entgegnete Wulfen. „Man geht damit um, Sie vor erdichteten Gefahren zittern zu lassen, um Sie für die Absichten der Betheiligten günstig zu stimmen.“

„Das wäre Hochverrath!“ rief der Fürst, dessen Antlitz sich mit flammender Röthe bedeckte.

„Nicht dieses ernste Wort,“ bat Wulfen. „Die Comödie wird den heitersten Verlauf haben, wenn Eure Durchlaucht mir die Regie erlaubt.“

„Thun Sie, wie Sie wollen!“ Auf diese Worte ver-

beugte sich Wulfen, rief Johann zu, daß er den Officier der Wache her beordre, ohne seiner zu erwähnen. Der treue Diener eilte auf den Wink seines Herrn davon.

Der Rittmeister von Hochstetten säumte nicht, sich in dem Cabinet des Fürsten einzustellen. Als er dort seinen Gefangenen erblickte, erschrak er; Wulfen jedoch trat heiter auf ihn zu. „Herr Rittmeister," redete er den Officier an, „Seine Durchlaucht wünschen zu wissen, auf wessen Befehl Sie mich verhaftet haben."

„Auf den meines Oheims, des Ministers von Saldern," lautete die Antwort.

„Würden Sie auch auf den Befehl Seiner Durchlaucht Ihren Oheim verhaften?" fragte Wulfen.

„Mein Fürst," rief der Officier; „ich bin mein Blut für Sie zu verspritzen bereit, wie es meine Pflicht als Soldat und Edelmann befiehlt; aber ich bitte diesen Schmerz mir zu erlassen."

„Herr Wulfen vertritt mich heut," bemerkte Wenzel. Gontram aber versicherte, daß nur, wenn es unumgänglich nöthig wäre, man das schwere Opfer von Hochstetten fordern würde. Diese Versicherung ließ den Officier aufathmen, und er schwor seinem Eide und seiner Pflicht nicht untreu zu werden, sollte es auch zum Tode führen. Wulfen ordnete dann an, daß die Schloßwache scharf lade, um für alle Eventualitäten geschützt zu sein, und sandte einen vertrauten Boten zu Halvar.

Als der Rittmeister sich aus dem fürstlichen Cabinete entfernt hatte, fragte Wenzel, ob Wulfen in seinem Vertrauen zu dem Officier nicht zu weit gehe. „Für ihn stehe ich ein," war die Antwort; „übrigens sind die Vorbereitungen, welche ich getroffen habe, nichts als theatralische Lappen für die Comödie, die bald beginnen wird, und die Ihre Durchlaucht eröffnet."

„Wie, auch meine Gemahlin im Bündniß gegen mich!" rief Wenzel unwillig und schmerzlich aus.

„Nicht also, sie gehört auch zu den Erschreckten," versetzte Wulfen.

„Und was will man erreichen?"

„Die Abdankung Eurer Durchlaucht zu Gunsten des Prinzen Emil," antwortete der Maler. Der Eindruck, den diese Worte auf den Fürsten ausübten, war gewaltig. Er erwiderte nichts, sondern ging pfeifend in dem Zimmer auf und nieder. Sein Antlitz zeigte eine grimmige Heiterkeit. Endlich blieb er vor dem Maler stehen und sagte: „Das ist in der That eine seltsame Comödie. Welche Rolle theilen Sie mir in derselben mit? Ich will sie meisterhaft spielen."

„Diejenige der Katze, welche die Mäuschen in ihrer Gewalt hat," lautete die Entgegnung. Der Fürst stimmte zu und fragte dann, was Wulfen zu thun gedenke. „Das weiß ich selber noch nicht; doch bitte ich, mir den Oberbefehl über die Truppen in dieser Nacht zu übergeben."

Wenzel sah ihn scharf an, trat an den Schreibtisch und warf einige Zeilen auf ein Blatt Papier. „Genügt das?" — „Vollkommen! Jetzt jedoch sammeln sich Eure Durchlaucht. Ah, man pocht an jene Tapetenthür. Das wird Ihre Durchlaucht sein." Er entfernte sich rasch.

Das Klopfen an die Tapetenthür, welche zu den Gemächern der Fürstin führte, wurde stärker, und die Stimme Juliens erscholl. Sie beschwor ihren Gemahl, rasch den Riegel zurückzuschieben. Ehe Wenzel dies jedoch that, hatte er aus einem Kasten zwei sechsläufige Revolver genommen, sie mit Patronen versehen und zu sich gesteckt. Als die Thür aufflog, stürzte Julie auf ihren Gatten zu und umschlang ihn leidenschaftlich. Sie wollte reden, aber vermochte es nicht. Schluchzend hing sie an seiner Brust. Hinter ihr war die Marquise von Garten in das Gemach getreten.

„Was ist vorgefallen? Was hat Dich also ergriffen? Reden Sie Frau Marquise," sagte Wenzel, seiner Gemahlin Haar liebkosend.

Bella schien zu zögern. „Ich wage kaum, den schwarzen Plan, den ein Zufall mir bekannt machte, anzudeuten."

Julie schien die Sprache wieder zu erhalten. „Wenzel! mein Wenzel!" rief sie; „Rebellion erhebt sich gegen Dich. Schon ist das Schloß umzingelt, und die Verschwörer werden sogleich hier sein."

Der Fürst meinte, daß er vonAlle dem kein Wort glaube;

Bella stimmte jedoch Julien bei und erinnerte an den letzten Wasa.

„Und man will mich auch dem Throne zu entsagen zwingen?“ fragte der Fürst; „wem bin ich denn so mißliebig?“

„Man hat Eure Durchlaucht hintergangen, als man Ihnen vorspiegelte, daß die Vernichtung Ihres Staates des Volkes Wunsch sei,“ versetzte Bella; „das war nicht also. Man glaubte der Treue gegen Sie quitt zu sein, da Sie sich selbst gegen die Selbstständigkeit des Landes wandten. Man ist auf das Aeußerste gegen Sie erzürnt.“

Der Fürst gab sich den Anschein, als ob er ängstlich werde; er fragte, ob es kein Mittel, die Erzürnten zu versöhnen, gebe. Die beiden Frauen drangen jetzt in ihn, der Empörung die Spitze abzubrechen, indem er entsage. Julie warf sich vor ihm auf die Knie und hob flehend ihre Hände, daß er sich der Nothwendigkeit füge. Sie werde ihm überall folgen, ihn doppelt lieben und ihm den Verlust zu ersetzen suchen.

Mit Wonne betrachtete Wenzel das knieende, in das weiße Nachtgewand gekleidete Weib, das ihm hier ihre Liebe gestand und ihn beschwor, die kostbare Zeit nicht verstreichen zu lassen. Bella war zum Fenster getreten und stieß es auf. In der Ferne hörte man trommeln.

„Das ist Generalmarsch!“ rief sie.

In diesem Moment stürzte der Hofmarschall von Werden

herein. Er berichtete, daß das Militär auf das Schloß heranrücke, und daß nur die schleunigste Flucht retten könne. Wenzel weigerte sich, der Revolution auszuweichen. Er werde den Empörern beweisen, daß er im schlimmsten Falle zu sterben verstehe.

Die Drei drangen nun in ihn, daß er keine Unüberlegtheit begehen möge. Zu ihnen gesellte sich noch der Minister Graf von Saldern. Nach seinem Bericht hätten die Truppen mit kampffertigen Waffen die Casernen verlassen und das Aergste gedroht.

Bei den Worten zog er eine Schrift hervor, welche die Abdankungsurkunde Wenzel's zu Gunsten des Prinzen Emil enthielt. „Es ist dies das einzige Mittel, um Sie zu retten," bemerkte er, während der Hofmarschall mit einer eingetauchten Feder dem Fürsten nahte; „noch ist es Zeit."

„Die Truppen marschiren auf den Schloßhof!" rief Bella, während Julie einer Ohnmacht nahe war.

Plötzlich verstummten die Trommeln, und man vernahm Wulfen's sonore Stimme: „Im Namen Seiner Durchlaucht des Fürsten Wenzel." Tiefe Stille herrschte in dem Gemache, und Wulfen fuhr fort: „Die Herren Officiere haben sogleich ihre Truppen in die Casernen zurückzuführen und werden bis auf Weiteres nur durch mich die Befehle erhalten. Es lebe Seine Durchlaucht, Fürst Wenzel!"

Ein hundertstimmiges Hurrah beantwortete die Ansprache. Bella warf das Fenster zu und trat leidenschaftlich zu Sal-

dern. „Excellenz haben Wulfen nicht verhaften lassen?“ fragte sie scharf.

„Man sagte mir, —“ Bella wandte sich mit einer Gebehrde der Verachtung und des Zornes ab.

„Was bedeutet das?“ ließ sich Wenzel's Stimme vernehmen; „das klang ja wie ein Hurrah. Habe ich mich getäuscht?“

„Allerdings wie ein Hurrah!“ meinte Werden, während Julie entzückt aufschaute; „ich weiß selber nicht, ich bin beglückt. —“

„So ich!“ fiel Saldern ein; „Alles wendet sich zum Guten.“

„Frau Marquise, was sagen Sie dazu?“ fragte der Fürst und nahte sich Bella, die auf einen Stuhl gesunken war; ihre Hoffnungen und Träume von Macht und Glanz, um die sie die Freundschaft verrathen hatte, waren entschwunden, wie Seifenblasen in einem Moment vergangen. „Ich bin nicht mehr ich selbst,“ antwortete sie; „nach der Erregung erfolgte die Ermattung.“

„Dann wäre es an der Zeit, daß Sie sich zur Ruhe legten,“ ließ sich Wulfen's Stimme, der in das Gemach getreten war, vernehmen; „die Comödie ist zu Ende. Darf ich Ihnen meinen Arm bieten?“

„Ich besitze allein die Kraft,“ antwortete sie, und bei ihm vorübergehend, sagte sie: „Dämon!“

XVI.
Donna Bella.

Die Kunde außerordentlicher Ereignisse, die in der Nacht stattgefunden hatten, war an den Kaffeetisch des Zehdenickschen Hauses gedrungen. Da hieß es, daß der Graf von Saldern gestürzt, und der Cabinetsrath Dr. Albert Halvar sein Nachfolger sei. Noch in der Nacht oder am frühen Morgen seien der frühere Minister und der Hofmarschall Baron von Werden abgereist, um der Verhaftung zu entgehen.

„Oh unmöglich!" rief der Geheimrath, „ganz unglaublich!"

„Man fügt noch hinzu," fuhr Cordelia fort, welche ihre Nachrichten von dem Hausmädchen hatte, „daß eine große Verschwörung gegen Seine Durchlaucht entdeckt sei, und daß die Truppen noch immer consignirt sind. Ja, man sagt, daß, wären Saldern und Werden nicht geflohen, sie gefänglich eingezogen würden, wie dies mit Belladonna der Fall ist."

„Ganz unmöglich!" wiederholte der Geheimrath; „ich werde aber sogleich auf mein Büreau eilen und hören, wie die Sachen stehen.

„Trinke aber zuerst Deinen Kaffee," bemerkte Amalie. „Solche Unglücksnachrichten erfährt man noch früh genug."

„Sind das Unglücksnachrichten, daß mein Albert Mi-

nister ist?" fragte Cordelchen und warf den Kopf zurück. „Für uns, denke ich, daß das eine Freudenbotschaft ist."

Der Papa war in Verlegenheit. „Ja, ja, wenn es wäre; aber ich kann es nicht glauben. Seine Excellenz und der Hofmarschall und die Marquise!"

„Sehr Unrecht wäre es wenigstens," war die Meinung der Geheimräthin, „wenn Herr Halvar unter solchen Verhältnissen noch nicht hier gewesen wäre."

Als ob dies eine Beschwörung gewesen sei, klopfte es, und ohne den Eintrittsruf zu erwarten, trat Albert Halvar in das Zimmer. Die geheimräthlichen Eheleute fuhren in die Höhe, Cordelia flog ihm entgegen.

„Ist es wahr," fragte sie, „bist Du Minister?"

„Ich bin es," lautete die Antwort; „doch ich bitte, daß Sie sich nicht stören lassen, — ich kam nur, Ihnen und meinem Bräutchen einen guten Morgen im Vorüberfliegen zuzurufen, da der heutige Tag meine Thätigkeit wohl ganz in Anspruch nehmen wird."

„Ich kann es mir denken, Excellenz," versetzte Zehdenick mit einer tiefen Verbeugung, welcher der Knix der Geheimräthin zur Seite stand. „Da gratuliren wir von Herzen," sagte sie. „Wie ist das aber so rasch und unvermuthet gekommen, Excellenz?"

„Ich bitte, lassen Sie den Titel bei Seite; sind Sie mir doch bald meine theuren Eltern," entgegnete Halvar und erzählte dann, daß er in der Nacht aus tiefem Schlafe

erweckt und zum Fürsten gerufen sei. Er sei auf dem Wege dem in die Caserne zurückkehrenden Militair begegnet. Dann seien Saldern und Werden bei ihm vorübergeeilt, als er die Treppen emporgestiegen, die Marquise von Garten sei ihnen gefolgt. Leichenbläſſe habe ihre Wangen bedeckt, sonst habe sie aber so schön wie immer ausgeschaut. Sie sei bei ihm vorbeigeschritten, ohne ihn zu sehen. Im Cabinet des Fürsten habe er diesen und Gontram Wulfen angetroffen und erfahren, daß es auf einen Putsch abgesehen gewesen sei, um Wenzel zur Niederlegung seines Scepters zu vermögen. Der Putsch sei mißglückt, und der Fürst habe ihn zum Minister ernannt.

„Unerhört!“ riefen die Zehdenick'schen Eheleute. „Und man hat die Urheber des Verrathes nicht verhaftet?“

„Im Vertrauen,“ bemerkte Halvar, „daß dies nicht geschehen ist, geschah auf Wulfen's Rath, welcher dem besiegten Feinde goldene Brücken baute. So wurden wir einen unerquicklichen Proceß los. Man hat ihnen zu fliehen unter den Fuß gegeben.“

„Und die Marquise?“ fragte Cordelia.

„Ich denke, daß sie dem Winke, abzureisen, auch gefolgt ist, obgleich mir darüber noch keine Kunde zugegangen ist,“ antwortete Halvar.

Diese Annahme bestätigte sich nicht. Die Palastdame hatte von dem Hofe nicht also scheiden wollen. „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht,“ wiederholte sie im Selbst-

gespräche die Worte des französischen Königs, als er in der Schlacht bei Pavia gefangen wurde. „Die Ehre würde ich durch meine Flucht einbüßen. Was kann mir geschehen, das die Verächtlichkeit meines Zurückzuges aufwöge? Nein, ich verlasse meinen Posten nicht, ich harre auf ihm aus. Alles ist dahin, — so mag das zusammenstürzende Gebäude mich zerschmettern."

Sie setzte sich an den Schreibtisch und ergriff die Feder; aber sie schrieb nicht. In stundenlangem Sinnen saß sie bewegungslos da; es war jener entsetzliche Gemüthszustand, den man mit einem Halbschlafe, einem Halbtode bezeichnen muß. Kein Gedanke erhielt deutliche Gestalt. Die Abspannung aller Kräfte hatte den Grad erreicht, daß der wohlthätige Schlaf nicht einmal nahte. Der Morgen dämmerte schon, da fuhr sie fröstelnd empor.

„Es ist kalt hier," sagte sie und trat zu dem Kamin; „auch kein Funke! Natürlich!" Sie ließ die Glocke erklingen, — die Zofe trat herein und fragte mit gepreßter Stimme nach dem Begehren der Herrin. Diese befahl, daß Feuer angezündet und ihr Thee gebracht werde. Die Dienerin sah sie verwundert an und wagte dann schüchtern die Bemerkung, daß der Minister und der Hofmarschall während der Nacht abgereist seien. An der Hinterpforte des Parkes ständen Wagen für sie bereit. Auch seien die nöthigsten Sachen zusammengepackt, — nichts stände der Abreise im Wege.

Bella sah die Zofe mit einem eigenthümlichen Blicke

an. Da warf sich das Mädchen vor sie nieder und beschwor sie, so lange es noch Zeit sei, zu fliehen.

Ein trübes Lächeln flog über das Antlitz der Marquise; sie legte ihre Hand auf den Kopf der Dienerin und sagte: „Du liebst mich also?"

„Ich folge Ihnen bis an das Ende der Welt," antwortete die Gefragte; „ich beschwöre Sie, lassen Sie die Zeit nicht ungenützt verstreichen."

„Was weißt Du?" versetzte Bella; dann fragte sie, wer die Anordnungen zur Flucht getroffen habe. Die Zofe antwortete, daß dies der alte Diener gewesen sei, der Haushofmeister der Marquise. Bella ließ ihn rufen, und er gestand, daß er auf Dringen Gontram Wulfen's gehandelt habe.

„Meines bösen Engels!" rief sie und befahl, daß abgespannt werde. Der alte Diener entfernte sich kopfschüttelnd. Dann befahl Bella, daß eingeheizt und ihr der Thee gereicht werde. Dies war kaum geschehen, als die Zofe wieder in das Gemach trat und einen Herrn anmeldete.

„Wie ist sein Name?" — „Er will nicht genannt sein."

„Er wird mich zu verhaften kommen. Laß ihn eintreten," meinte die Palastdame. In der nächsten Minute stand der Maler vor ihr.

Sie fuhr auf, als erschrecke sie; dann sich fassend, fragte sie, ob er komme, um sich an seinem Opfer zu weiden. Er

sah sie vorwurfsvoll an. „Das glauben Sie selbst nicht,“ entgegnete er; „ich habe Sie vor sich selbst gerettet.“

„Sie sprechen in Räthseln,“ versetzte Bella.

„Ich habe Sie vor dem Verrath der Jugendfreundschaft und des arglosen Vertrauens behütet,“ sagte er. Sie schlug das Auge nieder.

„Ich werde meine That zu verantworten wissen,“ entgegnete sie.

„Sie werden es vor sich selber nicht können.“

„Dann werde ich sie büßen.“ Ihr Auge hob sich und schaute ihn fest an.

„Büßen?!“ rief er; „Marquise, ich danke Ihnen für dies Wort; denn es zeigt mir, daß ich mich in Ihnen nicht geirrt habe, daß Sie ein großes Herz besitzen, welches wohl fehlen, aber auch bereuen kann. Damit ist Alles gesühnt, muß Alles gesühnt sein. Ich werde Sie vor allen Anderen retten.“

„Wie das? Können Sie mir Julia's Liebe zurückgeben?“

„Ich denke es, gnädige Frau.“

Sie schaute ihn an, als begriffe sie sein Handeln nicht. „Herr Wulfen, Sie sind mein Vernichter und wollen mich retten. Wie verstehe ich das?“

„Ich habe Donna Bella gerettet, indem ich Belladonna vernichtete.“ Er küßte ihr die Hand und entfernte sich rasch, sich auf der Schwelle noch umwendend und ihr zurufend: „Vertrauen Sie mir.“

Zwei Stunden vergingen in tödtlicher Langsamkeit für die Marquise. Um die Zeit bis zu einer Entscheidung zu tödten, machte sie Toilette. Plötzlich durchbebte gegen 10 Uhr ein leiser, schwirrender Ton das Zimmer. Bella fuhr in die Höhe; der Ton deutete ihr ja stets den Besuch der Fürstin an. Sie sandte die Zofe hinaus. Kaum hatte diese das Zimmer verlassen, da flog die Thür zu dem dunkeln Gang auf, Julie stürmte herein und umarmte leidenschaftlich die Jugendfreundin.

„Was thun Sie, Durchlaucht?" fragte Bella erstaunt.

„Ich bitte Dir ab, daß ich einen Augenblick an Dir zweifeln konnte," versetzte die Fürstin; „Wenzel hat mir Alles erklärt. O Du großes, Du einziges Weib!"

„Ich verstehe nicht, was Sie sagen," meinte die Marquise betroffen.

„Wozu noch Verstellung, da wir allein sind. Willst Du etwa leugnen, daß Du mit Wulfen Alles eingerichtet hast, unsere Feinde zu demaskiren?" rief Julie; „Du hast Viel gewagt, — vielleicht Dein Leben."

„Und das hat Wulfen gesagt. O er hat gelogen; ich bin die Verrätherin, welche ihrer Strafe entgegensieht," versetzte Bella.

Wenzel war seiner Gemahlin gefolgt. „Ihre Aufopferung wäre jetzt nur Thorheit, Frau Marquise," nahm er näher tretend das Wort. „Verzeihen Sie mir den scharfen Ausdruck, und lassen Sie mich für Wulfen die Bitte um

Vergebung für seine Schwatzhaftigkeit hinzufügen. Er hat Sie für Ihre Aufopferung leiden zu sehen nicht ertragen können."

„Wo ist er?" fragte Bella.

„Sie werden ihm keine Vorwürfe machen," sagte Wulfen. der sich nun auch in der Thür zeigte, durch welche Julie und Wenzel eingetreten waren.

„Wulfen, was haben Sie zu lügen gewagt?"

Er hielt lächelnd ihren Blick aus. „Ich log nicht, als ich Seiner Durchlaucht sagte, Sie seien es gewesen, welche mit Ihrem Spiel die Feinde entdeckte, daß ich Ihrer letzten Unterredung, für den Minister und Hofmarschall freilich verborgen, beigewohnt habe, während diese mich verhaftet wähnten, weil ich nicht wie Sie zu handeln fähig war. Frau Marquise, Sie sollen nicht als Verrätherin der Verräther gelten; Seine Durchlaucht wird Sie scheinbar verbannen."

„Ihnen aber stets ein dankbares Herz bewahren," fiel Wenzel ein.

„Wie ich Dir meine Liebe," fügte Julie hinzu.

Thränen verdunkelten die Augen Bella's. — „Wulfen, was haben Sie gethan? Dessen war ich —"

„— nicht vermuthet. Vergeben Sie, daß ich gegen Ihren Willen handeln mußte; aber es hätte mir das Herz gebrochen, Sie leiden zu sehen."

„Es hätte Ihnen das Herz gebrochen? Sind Sie denn in Wahrheit mein Freund?"

Der Maler trat vor sie hin. „Sie fragen? Sie wissen das nicht?“

„Und Sie wollen mich in die Verbannung begleiten?“ fragte sie und hielt ihm die Hand hin. Er ergriff sie und preßte sie an die Lippen. „Bis in den Tod, Donna Bella.“ So sank er vor ihr auf das Knie.

„Und wohin sollen unsere Gedanken Euch folgen?“ fragte Julie.

„In das Land der Kunst,“ antwortete Bella.

Am folgenden Tage reiste Gontram Wulfen mit seiner ihm in Gegenwart des fürstlichen Ehepaars und Halvar's angetrauten Gemahlin, der früheren Marquise von Garten, aus X. in das Land der sonnigen Kunst, nach Italien.

Druck von Adolf Knickmeyer, Berlin C.